

Werk

Titel: Aufsätze

Ort: Berlin

Jahr: 1873

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1873_0008|LOG_0009

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

I.

Ein Ritt durch das Innere Syriens.

Von J. Seiff.

Am 3 ten März des Jahres 1872 verliess ich Damascus, um über Baalbek nach Homs und von da weiter durch das Innere Syriens nach Aleppo zu gehen.

Noch lag hoher Schnee in den Schluchten und auf den Höhen des Anti-Libanon, wodurch die directen Pfade über das Gebirge unpassirbar gemacht wurden. Ich sah mich daher zu dem Umwege über Shtora genöthigt, einer in der Bekaa, dem alten Coelesyrien, auf halbem Wege zwischen Damascus und Beyrut gelegenen Station der Diligence, welche seit 1863 auf vortrefflicher Chaussée täglich zwischen beiden Städten hin und her fährt.

Nur begleitet von einem jungen Araber aus Beyrut, der mir als Dragoman dienen sollte, da ich des Arabischen leider selbst nicht mächtig bin, legte ich den zehnstündigen Ritt durch die öden, vegetationsarmen Felsenspässe des Anti-Libanon bei strömendem, bisweilen mit Schnee gemischtem Regen zurück.

Die Strasse, welche wir benutzten, ist zur Zeit die einzige fahrbare in ganz Syrien, doch hörte ich in Damascus, dass dieselbe französische Gesellschaft, welche sie erbaute, demnächst noch eine zweite von Shtora durch die Bekaa nach Homs anzulegen beabsichtige.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde aufbrechend, folgten wir der weiten, fruchtbaren Thalebene in fast genau nördlicher Richtung, an deren westlichen Seite, dicht am Fusse des hier steil abfallenden Libanon entlang reitend.

Eingeschlossen zwischen den starren Felsenmassen der beiden mächtigen Gebirgszüge, welche sie nach Osten und Westen begrenzen und deren höhere Gipfel und Rücken, zur Zeit noch mit Schnee bedeckt, in die tiefe Bläue des Himmels hinein leuchteten, bot die mit dem saftigen Grün frisch gekeimter Saaten geschmückte Ebene, unter den Strahlen der heitersten Frühlingssonne, ein eigenartiges, überaus fesselndes Bild dar.

Massig und wenig gegliedert erscheint das Gebirge hier. Nirgends öffnet sich ein weiteres Seitenthal, nur hin und wieder unterbricht eine enge, steil ansteigende Schlucht die langgestreckten, parallel der Küste sich hinziehenden Felsenrücken, deren unteren Ab-

hänge, in der Nähe der Ortschaften, theilweis cultivirt sind. — Zahlreiche Wasserläufe, wohl auch im Sommer nicht ganz versiegender, strömen während des Winters und Frühjahres in den Schluchten und Klüften jener Felsenwände herab, das Thal bewässernd und die beiden grösseren Flüsse speisend, welche dasselbe, der eine in nordöstlicher, der andere in südwestlicher Richtung durchfliessen. Ersterer, Nahr-el-Asy genannt, ist der Orontes, letzterer, der Nahr-el-Litani, der Leontes der Alten. — Die Wasserscheide beider liegt zwischen Baalbek und Ras-Baalbek.

Bis Baalbek fanden wir die Ebene grösstentheils wohl bestellt, und hatten die Ortschaften und Dörfer, an denen wir vorüberkamen, ein weniger ärmliches Aussehen, als die weiter nördlich gelegenen. — Das erste derselben, welches wir nach halbstündigem Ritt von Shtora erreichten, war das dicht am Wege gelegene Talbe, hinter dem nach wenig Minuten ein zweites, Saidne genannt, passirt wurde. Ihm folgt $1\frac{1}{4}$ Stunde entfernt der ziemlich umfangreiche Ort Zahleh, dessen zum Theil recht stattliche Häuser sich etagenweise in grosser Ausdehnung an zwei Hügeln emporbauen, zwischen denen ein wasserreicher Bach, aus wilder Felsschlucht herabkommend der Thalebene zuströmt, in seinem Laufe ausgedehnte Gartenanlagen mit Obstbäumen berieselnd. — Die Bevölkerung ist eine durchaus christliche, wie schon das grosse Kloster andeutet, das sich inmitten der Häuser erhebt.

El-Kerak-Nuh, eine kleine halbe Stunde weiter, ist gleichfalls ziemlich hoch über der Ebene gelegen. Man zeigt hier das Grab des Noah, das ich beim ersten Anblick geneigt war für eine arabische Wasserleitung zu halten. Es befindet sich in einem niedrigen Gebäude und hat die Form eines gewöhnlichen arabischen Grabes, ist aber wohl 18 bis 20 Met. lang. — Ergötzlich war es für mich, dass mein Dragoman allen Ernstes glaubte, die Menschen hätten sich früher wirklich einer so riesigen Körperlänge zu erfreuen gehabt.

Von hier ab war der Weg sehr sumpfig, so dass wir nur langsam vorwärts kommen konnten. Nach ungefähr 20 Min. hatten wir zu unserer Linken das am Bergabhange gelegene Dorf Bursa und 15 Min. weiter in ähnlicher Lage das Dorf Ab-Retah. *) Beide Dörfer sind mit ausgedehnten Weinpflanzungen umgeben. — Eine halbe Stunde hinter letzterem kamen wir bei dem kleinen Temnin vorüber, dasselbe, wenige Minuten vom Wege entfernt, zur Rechten behaltend. Ihm folgt Saramba (15 Minuten) und weiter Lebnaiel (15 Minuten) **), beide wieder am Abhange des Gebirges gelegen. Hier kehrten wir letzterem den Rücken und ritten in südöstlicher Richtung quer über

*) Richtiger in der französischen Karte und El. Smith's Ortslisten Ferzul und Aba.

**) Richtig: Keserneba, Bednâil.

die Thalebene hinweg, nach circa 25 Min. bei einer Mühle den Nahr-el-Litani (Leontes) überschreitend. Auf dessen jenseitigen Ufer ging es dann nach kurzer Rast abermals in nordöstlicher Richtung weiter, zwischen sorgfältig bestellten Feldern, auf denen die Landleute noch mit Pflügen beschäftigt waren.

Hinter Tallieh, einem kleinen Dorfe am Fusse des Anti-Libanon, ungefähr eine Stunde von der Stelle entfernt, wo wir den Fluss überschritten hatten, wurden zuerst die malerischen Ruinen Baalbeks sichtbar und bald auch der wunderliche Bau, welcher unter dem Namen Kubbet-ed-Duris (d. i. Kuppel von Duris) bekannt ist, so genannt nach dem Dorfe Duris, das ihm gegenüber circa 1½ Stunde nördlich von Tallieh, am Fusse des Gebirges liegt. Derselbe besteht aus acht starken, im Kreise stehenden Granitsäulen, wahrscheinlich den Trümmern Baalbeks entnommen, die ohne Vermittelung eines Kapitāls einen rohgearbeiteten achtseitigen Architrav tragen.

Von hier brachte uns eine starke halbe Stunde vorüber an den Steinbrüchen, denen das Material zu seinen grossartigen Tempelbauten entnommen worden ist, nach Baalbek, wo wir in einem christlichen Hause, dessen Bewohner sich einigermaßen zur Aufnahme der häufig hierher kommenden Europäer eingerichtet haben, ein ganz leidliches Unterkommen fanden.

Die aus Zeichnungen und Beschreibungen hinreichend bekannten Ruinen gehören unstreitig zu den malerisch schönsten, die existiren, und werden in dieser Hinsicht wohl nur von denen der Akropolis von Athen übertroffen. Ein klarer Bach umfließt den cyclopischen Unterbau, Felder und Gartenanlagen bewässernd, über deren Baumwipfel die schlanken Säulen des Sonnentempels emporragen und die Schneefelder des Libanon herüberglänzen. — Wundervoll namentlich ist das Bild gegen Abend, wenn die flacheren Strahlen der scheidenden Sonne ihre Gluth in die ernste Landschaft senden und sich dann die edlen Reste jener mächtigen Tempel, hell leuchtend in warmen Farben, von dem dunklen Violett des fernen Gebirges abheben.

Das heutige Städtchen Baalbek, an sich schon erbärmlich genug, gewährt einen um so traurigeren Anblick, wenn man das unregelmässige Durcheinander seiner hüttenartigen Häuser von jenen grossartigen Ruinen herab überschaut. — Einige hundert Familien, theils christliche, theils muhamedanische mögen dieselben bewohnen, auch besitzt die Stadt eine kleine türkische Garnison.

Das Klima Baalbeks, wie das des grössten Theiles der Bekaa, ist ein sehr gesundes, im Winter aber, der hohen Lage über dem Meere wegen, für seine Breite etwas rauh, denn während meiner Anwesenheit daselbst fand ich fast jeden Morgen das auf den Wegen stehengebliebene Wasser mit Eis bedeckt und selbst bei ungetrübtem Son-

nenschein wehte bisweilen ein recht empfindlich kalter Wind von den Bergen herab.

Nach zweitägigem Aufenthalte brach ich wieder auf, dem Thale abermals in nordöstlicher Richtung folgend. Eine kurze Strecke hinter der Stadt trafen wir auf die geringen Reste ihrer einstigen Umfassungsmauern und ritten dann auf stein-übersäetem Pfade über ein unebenes, hügliges Terrain an den Abhängen des Anti-Libanon hin, fortwährend die tiefer gelegene Thalebene, die hier nur zum kleinsten Theil bestellt zu sein schien, auf grosse Entfernung überschauend.

Das erste Dorf, welches wir nach $1\frac{1}{4}$ Stunden erreichten, heisst Nahleh. Es ist ziemlich hoch am Rande einer tiefen Schlucht gelegen, auf deren Grunde zwischen Bäumen und Wiesen der Nahr-el-Litani der Ebene zueilt. Gleich am Eingange erhebt sich zwischen den elenden Hütten desselben der aus mächtigen Blöcken gebildete Unterbau eines antiken Tempels, mit fein profilirtem Gesims geziert; auf einem nahen Hügel aber sind die formlosen Reste einer alten Stadt, so wie einige Felsengräber wahrzunehmen.

Jenseit der Schlucht gelangten wir auf ein hohes, wüstes Felsenplateau, von dem herab sich übersehen liess, wie jene sich, weit in das Thal vortretend, gegen den Ausgang hin derartig verengt, dass zwischen den schroffen Wänden eben nur Raum für das schmale Flussbett verbleibt.

Das kleine Dorf Junin hatten wir eine Stunde später in geringer Entfernung zur Rechten. Es liegt gleichfalls am Rande eines tiefen Thales, in dem ein Bach der Ebene zufliesst. Hier war der steinbedeckte Boden wieder bestellt und zwischen den scharfkantigen Kalktrümmern die junge Saat bereits aufgekeimt, doch machte die Umgebung einen wilden, öden Eindruck. — Etwas weiter hin zeigte sich auf der westlichen Seite des Thales, am Fusse des Libanon, das christliche Dorf Deir-el-Achmar, über welches der Weg nach den berühmten Cedern führt, und inmitten der Ebene eine einzeln stehende Säule.

Resm-el-Hadeth (1 Stunde) blieb uns zur Linken liegen. Hinter ihm führt der schmale, rauhe Pfad durch ein flaches, ödes Querthal und dann abermals über ein hohes Felsenplateau, das wohl als die Wasserscheide des Leontes und Orontes zu betrachten ist.

$12\frac{1}{4}$ Uhr; nachdem wir wiederum nahe zwei Stunden dahin geritten waren ohne ein menschliches Wesen gesehen zu haben, bemerkte ich zu unserer Rechten am Bergabhänge eine kleine Gruppe elendester Steinhütten, der man den Namen Makrah gab, und drei-viertel Stunden später erreichten wir das unbedeutende Dörfchen Neba-Lebueh, dicht am Wege auf einem Hügel gelegen, an der Stelle einer alten Stadt, von der aus geringe Reste noch wahrzunehmen

sind. Zwei wasserreiche Bäche, zwischen grünen Hügeln der Ebene und in dieser wahrscheinlich dem Orontes zufließend, quellen hier in ihrer ganzen Breite und mit ungewöhnlicher Macht aus dem felsigen Boden hervor.

El- Aïn (50 Minuten) ein grösseres Dorf von dichten Baumgruppen umgeben blieb uns wieder zur Rechten liegen. Hinter ihm senkt und hebt sich der Weg eine Zeit lang in fortwährendem Wechsel über die Ausläufer des Anti-Libanon, die hier weit in das Thal vortretend, dasselbe nicht unerheblich verengen. — Dreiviertel Stunden später passirten wir das in einem engen, schluchtartigen Querthale hinter schattigen Gärten fast verborgene Fikeh und erreichten endlich, auf allmählich sich senkendem Wege und nachdem wir fast 8 Stunden von Baalbek aus unterwegs gewesen waren, gegen 3 Uhr Nachmittags das Dorf Ras-Baalbek, wo wir nur mit Mühe in einer der ärmlichen Hütten, welche regellos auf dem unebenen, steinigen Boden umherstehen, ein Unterkommen finden konnten. Von der alten Stadt, die einst hier gestanden, sind noch die Ruinen zweier Kirchen vorhanden, deren eine vor dem Dorfe in einem Garten, die andere inmitten desselben sich erhebt, während nördlich über den Häusern auf hohem Felsenrücken die verfallenen Mauern eines Klosters emporragen.

Die Bewohner des Ortes, vorzugsweise von Viehzucht lebend, sind sämmtlich Christen und wie es scheint sehr arm. Ihre Gastfreundschaft liessen sie sich ziemlich theuer bezahlen.

Am nächsten Morgen schickte ich die Mukaris mit dem Gepäck auf dem directen Wege nach Ribla voraus und ritt selbst mit meinem Dragoman unmittelbar hinter dem Dorfe ohne Weg und Steg quer über die theils sumpfige, theils mit Gesteintrümmern übersäete Thalebene gerade auf ein weithin sichtbares Monument zu, das wir schon gestern während des grössten Theiles des Tages vor uns bemerkt hatten. — Nach Verlauf einer halben Stunde passirten wir ein Paar an einem schmalen Bache gelegene Mühlen und kamen jenseits derselben über ein hügliges Terrain, gleichfalls dicht mit scharfkantigen Kalksteinbrocken bedeckt, zwischen denen nur spärliches Grün emporsprossete. — Die überaus klare Luft hatte uns die Entfernung des Zieles sehr unterschätzen lassen, denn erst nach einem zweistündigen, sehr beschwerlichen Ritt, befanden wir uns am Fusse des Monumentes, das sich auf einem völlig kahlen Hügel erhebt und nach dem, ungefähr 20 Minuten davon entfernten Dorfe Hermel, Kamuat-el-Hermel genannt wird. Es besteht aus einem viereckigen Unterbau, der sich in zwei, durch ein Gesims getrennte Etagen auf drei Stufen aus schwarzem Basalt erhebt und mit einem pyramidenförmigen Dache abschliesst. Die untere Etage, an den vier Ecken mit Pilastern römischer Form geschmückt, zeigt auf drei Seiten roh

gearbeitete Reliefs, Gegenstände der Jagd darstellend und zwar: auf der östlichen Seite einen Eber von Hunden verfolgt, darüber Speere und Jagdutensilien, auf der nördlichen Hirsche und auf der westlichen Bären in ähnlicher Umgebung. Die südliche Seite ist eingestürzt und das Innere von den herabgefallenen Ruinen derartig verschüttet, dass dessen Einrichtung und Beschaffenheit nicht mehr zu erkennen ist. — Wie alle antiken Bauten Syriens ist auch dieses Monument nur aus über einander gelegten, sauber bearbeiteten Werkstücken, ohne Anwendung von Mörtel hergestellt. Seine Bedeutung ist meines Wissens noch unbekannt und findet sich an demselben nirgends eine Inschrift, welche darüber Aufschluss zu geben vermöchte.

Von hier abermals ohne Weg über ein hügliges, mit Felstrümmern bedecktes Terrain hinwegreitend, erreichten wir erst nach längerer Zeit die Thalebene wieder und in ihr einen schmalen Hirtenpfad, der uns an ein kleines Beduinenlager brachte, in dessen Nähe Pferde und Kameele mit ihren Jungen weideten. — Wie man mir sagte sind dies Beduinen, welche für die Benutzung der Weideflächen einen Tribut an die türkische Regierung zahlen. — Wilde, zerlumpte Gesellen waren darunter, von denen wir vergeblich die Namen der auf der östlichen Seite des Thales sichtbaren Ortschaften zu erfragen suchten.

Ein 2½stündiger Ritt brachte uns endlich nach dem von Reisfeldern und Gärten umgebenen, dicht am rechten Ufer des Nahr-el-Asy gelegenen Ribla, das wohl auf der Stelle des im alten Testamente erwähnten Ortes gleichen Namens steht. Der einzige antike Rest, der sich hier noch findet, ist die Ruine eines viereckigen, thurmartigen Gebäudes.

Mit Riblah verliessen wir das fruchtbare Thal Coelesyriens, das sich nun schnell zu jener unabsehbaren Ebene erweitert, in der Homs liegt und die, je weiter man nach Osten vorschreitet, desto einförmiger und wüstenartiger sich gestaltet, nur selten von geringen Bodenerhebungen unterbrochen. — Unmittelbar hinter dem Dorfe wendet sich der Asy ebenso wie das Gebirge, an dessen Fusse er dahin strömt, ganz nach Norden, um später durch den See von Homs, dem Kedes der Alten, zu fliessen, während der directe Weg nach der Stadt Homs in nordöstlicher Richtung über die Ebene führt, auf der allmählig das Weideland vorzuherrschen beginnt, belebt mit Kameelen, Pferden, Schaaf- und Ziegenheerden.

Sicher würde aber auch hier der schwere, rothbraune Boden, welcher für die ganze weite Ebene bis Hamah charakteristisch ist, den Feldbau reichlich lohnen, fehlte es nicht an den dazu nöthigen Arbeitskräften, so wie an Absatzquellen für die erzeugten Producte. Jetzt scheint in der Nähe der Ortschaften nur soviel des Bodens

bestellt zu werden, als eben zur Erzielung des eigenen Bedarfes an Feldfrüchten ausreicht, dagegen Viehzucht die beliebtere Erwerbsquelle zu sein.

Ein fünfviertelstündiger Ritt brachte uns von Riblah nach dem ziemlich umfangreichen Orte El-Ozein*), vor dem zahlreiche hohe Kegel getrockneten Mistes, die in langen Reihen aufgebaut, von weitem einem Zeltlager glichen, auch hier einen grossen Viehreichthum andeuteten. Den aus Lehm erbauten Häusern schliessen sich geräumige Höfe an, zur Aufnahme des Viehes während der Nacht. Die Bevölkerung, grösstentheils muhamedanisch, enthält nur eine kleine Anzahl christlicher Familien, welche der griechischen Kirche angehören. — Von dem Geistlichen derselben wurden wir seltsamer Weise in der kleinen Kirche einquartirt, die sich seiner sehr bescheidener Wohnung anschloss und zwar in dem für die Frauen bestimmten und von dem eigentlichen Schiffe nur durch ein Holzgitter getrennten Raume, der gleichzeitig als Schulstube diente; denn als wir ankamen, fanden wir etwa ein Dutzend Kinder verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechtes darinnen, auf kleinen Ziegenfellen hockend mit lautem Lesen beschäftigt, während der eben so unsaubere, wie ungebildete Geistliche im Hofe hinter seinem Nargileh sitzend, sich wenig um das junge Völkchen kümmerte und nur von Zeit zu Zeit ein Wort der Berichtigung dazwischen rief. Wir selbst konnten erst spät unseren Einzug in das von Weihrauch durchduftete Gotteshaus halten, nachdem der Abendgottesdienst vorüber war, an dem einige 20 Männer und Frauen theilnahmen.

In 10^h östlicher Richtung ritten wir am nächsten Morgen weiter über die frühlinggrüne Ebene, die sich nach Osten bis in unabsehbare Ferne, nach Westen bis an den Fuss des Gebirges erstreckt, welches das Innere Syriens wie eine Riesenmauer von der Küste trennt. Vor uns in nordwestlicher Richtung war auf einem Felsenvorsprunge des Djebel Nosairi, den Platz beherrschend, welcher sich zwischen ihm und dem nördlichen Hange des Libanon öffnet, die türkische Festung Kalat-el-Hosn sichtbar. — Zahlreiche Kameele, sowie einzelne Schaaf- und Ziegenheerden fanden wir auch heute weidend auf der Ebene zerstreut und hin und wieder, weit ab vom Wege, kleine Gruppen jener dunklen Zelte, deren sich die Beduinen als Wohnungen bedienen.

Nach ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden hatten wir zur Linken, in beträchtlicher Entfernung vom Wege auf einem isolirten Hügel gelegen, das Dorf Tell-Nebi-Mindu. 2 $\frac{1}{2}$ Stunden später kamen wir an einer Gruppe elender Hütten, aus losen Steinen und Reisig erbaut, vorüber, welcher ihre Bewohner den Namen Kemâm gaben, und erreichten 25 Minuten darauf das am nordöstlichen Ende des Sees von Homs (Kedes) ge-

*) el-Kuseir bei E. Smith?

legene Dorf El-Ottineh *), von dem aus man denselben fast seiner ganzen Länge nach übersieht. Ein anderes Dorf Embarkieh *) liegt in südöstlicher Richtung ungefähr 30 Minuten von ihm entfernt.

Hier wendet sich der Weg im Bogen mehr nach Osten bis 70° und führt fast ununterbrochen zwischen sorgfältig bestellten Feldern hindurch, immer belebter werdend je weiter man darauf vorwärts schreitet. — Schwer beladene Kameele, eines an das andere gebunden, zogen an uns vorüber, von bewaffneten Führern geleitet, die nach Beduinen-Art das dunkle Kuffieh (Kopftuch) mit einer dicken Schnur von Kameelhaaren um den Kopf befestigt hatten. Zahlreiche Eselreiter einzeln und in Gruppen begegneten oder überholten uns, die rostige Steinschlossflinte vor sich auf dem Sattel. Auch Frauen fehlten unter den Begegnenden nicht, unverschleiert nach Art der Männer auf ihren kleinen Eseln sitzend. Nur den unteren Theil des Gesichtes hatten sie mit einem über den Kopf geworfenen Tuche verhüllt, dessen Zipfel auf dem Rücken herabbingen.

Bald tauchte nun die weithin sichtbare Citadelle von Homs vor uns auf. Gegen zwölf Uhr passirten wir noch das rechts des Weges gelegene Dorf Kefr-Aja, etwa 1¼ Stunden von der Stadt entfernt, und erreichten diese selbst gegen zwei Uhr Nachmittags.

Homs, das alte Emesa der Griechen, ist noch gegenwärtig eine ziemlich bedeutende Stadt, ungefähr dreiviertel Stunden vom Nahr-el-Asy, auf dessen rechtem Ufer, in einer fruchtbaren, nur von geringen Bodenerhebungen unterbrochenen Ebene gelegen. Seine verfallenen Festungsmauern, mit ihren vorspringenden Thürmen, so wie die eng zusammengedrängten Häuser, sämmtlich aus schwarzem Basalt erbaut, machen einen eigenthümlichen fast finsternen Eindruck, den selbst die heitere Sonne des Südens nicht ganz zu verwischen vermag. Die Strassen sind eng und winklig, wie in allen orientalischen Städten, aber durchgehends gepflastert und in der Mitte mit ein bis zwei Fuss breiten Kanälen zum Abführen des Regenwassers versehen, die zwar meist zu Sammelplätzen widerlichen Unrathes werden, aber doch das Gute haben, dass wenigstens die Fusswege zu beiden Seiten dadurch von solchem befreit bleiben. — Die innere Einrichtung der Häuser, soweit mir Gelegenheit wurde sie kennen zu lernen, fand ich der in Damascus gebräuchlichen ähnlich, nur weniger reich als dort. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen einen Besuch: die grosse Kaserne am Hamah-Thore, die Reste eines antiken Baues umschliesst, und die merkwürdige Citadelle, welche sich im Süden der Stadt auf einem künstlichen Hügel erhebt, jene, wie die sie umgebende Ebene weithin beherrschend. Jetzt liegen auch ihre Mauern in Trümmern, und nur eine kleine Moschee steht noch inmitten der alten Bastionen, von denen herab man eine nicht

*) Fetîneh und Mubârikîeh bei E. Smith.

uninteressante Aussicht hat über die wirre Häusermasse der Stadt, die einförmige, baumlose Ebene und das ferne Schnee-bedeckte Gebirge. Das Innere des Hügels enthält mehrere Cisternen und gewölbte Räume, welche letzteren durch einen unterirdischen Gang mit der Stadt in Verbindung stehen sollen.

Von dem Reichthum und der Blüthe des alten Emesa geben noch zahlreiche Säulenschäfte und Ornamentstücke Zeugniß, welche man allerwärts, theils in die Mauern der Häuser eingelassen, theils und bisweilen recht ungeschickt zu deren Schmucke verwendet findet.

Die Zahl der Einwohner wurde mir zu 50,000 angegeben, dürfte aber in Wirklichkeit wohl kaum mehr als 25 bis 30,000 betragen. Dieselben sind zum grössten Theil Muhamedaner, doch ist auch die Zahl der Christen, sowohl maronitischer, wie griechischer nicht unbedeutend, wie ich bei einem Spazierritt am Sonntag Nachmittag zu bemerken Gelegenheit hatte, da wir alle Plätze vor der Stadt von festlich geputzten Männern, Frauen und Kindern, belebt fanden, die in dichten Gruppen bei einander sassen, promenirten, oder sich mit heiteren Spielen belustigten.

Selbst eine kleine englisch-protestantische Gemeinde giebt es hier, in deren Schulhause wir gastliche Aufnahme fanden. Man war eben mit der Vollendung einer neu erbauten, nicht grossen, aber recht freundlichen Kirche beschäftigt. Die Gemeinde ist von der englischen Mission gegründet, und erhalten die Kinder in der Schule, neben dem Unterricht in Religion, auch solchen im Schreiben und Lesen, Rechnen, Singen und Geographie, zu welchem letzteren Zwecke grosse Wandkarten mit englischen Bezeichnungen in dem Schulzimmer aushängen.

Ein Theil der Gemeindeglieder, von einem jungen Lehrer geführt, der leidlich französisch sprach, kam mich zu besuchen, wobei man sich über Bedrückungen beklagte, denen die Christen von Seiten der türkischen Beamten ausgesetzt seien.

Die Bazars der Stadt sind ziemlich ausgedehnt und zum Theil überwölbt. Neben allen Arten europäischer Industrie-Erzeugnisse sind auch die des Orients daselbst reichlich vertreten. — Von letzteren werden in Homs selbst gefertigt: wollene gestreifte Burnus und jene langen, buntfarbigen, seidenen Shawls, welche die Orientalen zum Befestigen der Kleider um die Hüften tragen. — Das Treiben und Leben zwischen den bunt geschmückten Verkaufsbuden ist höchst interessant und erhält namentlich durch die dunklen Gestalten der zahlreich sich daselbst umhertreibenden Beduinen ein eigenartiges Gepräge.

Am 11ten März trat ich die Weiterreise nach Palmyra an, für die Homs ein günstigerer Ausgangspunkt ist, als Damascus. — Seit den letzten Jahren liegt sowohl in Karietein, wie in Palmyra eine

türkische Besatzung, wodurch ein Ausflug dahin jetzt weit weniger kostspielig und gefährlich ist, als früher, obgleich die Sicherheit der Wege noch immer viel zu wünschen übrig lässt. Der Kaimakan hielt es desshalb auch für nöthig, mir schon von hier aus eine Escorte von zwei Mann Baschi-bosuks mitzugeben.

In fast genau südlicher Richtung ritten wir auf dem nach Damascus führenden Wege, eine Telegraphenleitung zur Seite behaltend, über die einförmige, baumlose Ebene dahin, die nur eine kurze Strecke hinter der Stadt noch cultivirt ist, weiterhin aber eine unabhsehbare, nur geringe Unebenheiten zeigende Weidefläche bildet. Zu unserer Rechten öffnete sich die Bekaa mit ihrer stolzen Gebirgs-umgebung, vor uns im Süden hatten wir die östlichen Abhänge des Anti-Libanon mit dem hohen schneebedeckten Kegel des Djebel-Halimah und die nackte, vegetationslose Felsenkette, welche sich, ihm anschliessend, bis Palmyra in die Wüste vorschiebt.

Nur an einem einzigen bewohnten Dorfe, Schinschar genannt, kamen wir $2\frac{1}{4}$ Stunden hinter Homs vorüber. Ein völlig verlassenes und in Ruinen liegendes ward eine Stunde weiterhin passirt. In seiner Nähe, wie an mehreren anderen Stellen des Weges fanden wir grosse übermauerte Wasserbassins, halb in den Boden versenkt, welche in diesen einsamen Gegenden für die Reisenden eine grosse Wohlthat sind und wie es scheint sorgfältig unterhalten werden.

Nach sechsstündigem Ritt erreichten wir das am östlichen Abhänge des Anti-Libanon in traurigster Abgeschiedenheit liegende Dorf Hasia, das festungsartig mit einer halb verfallenen Lehmmauer umgeben ist. Der junge Scheich desselben, bei dem wir freundliche Aufnahme und Bewirthung fanden, hat für die Sicherheit der Gegend zu sorgen und zu dem Ende eine Anzahl bewaffneter Reiter unter seinem Kommando, deren einige nach Beduinen-Art mit langen Lanzen bewaffnet waren. Obgleich er ziemlich wohlhabend zu sein schien, lebte er doch, wie alle Araber, sehr frugal. Das einfache Mahl, das mit ihm zu theilen ich eingeladen wurde, bestand nur aus Reis und saurerer Milch, und ein vortrefflicher Kaffee folgte, dagegen war das Zimmer, in dem er uns empfing, mit werthvollen Teppichen belegt und sogar mit einer Petroleum-Lampe beleuchtet, ein Luxus, den ich hier an der Grenze der Wüste nicht erwartet hätte. Am nächsten Morgen gab er uns selbst eine kurze Strecke auf einer prächtigen Fuchs-Stute das Ehrengelait, die er ohne Zaum nur mit einfacher Halfter ritt, damit aber dennoch in den schärfsten Gangarten die kühnsten Wendungen ausführte.

Von hier ab hielten wir eine nur wenige Grade von Ost nach Nord abweichende Richtung ein, parrallel dem bereits erwähnten felsigen Gebirgszuge, der uns, zackig und zerklüftet, fortwährend zur Rechten blieb, bisweilen einzelne Ausläufer und Vorberge weit in die

Ebene vorschiebend, wodurch das Terrain, über welches unser Weg führte, stellenweis ziemlich uneben gemacht wurde. — Eine unbeschreibliche Oede und Einsamkeit umgab uns allseitig. Keine menschliche Wohnung, kein Baum, kein Strauch war mehr zu sehen, nur dürftiges Grün und dürres, dorniges Gestrüpp bedeckte den steinigen Boden.

Von Zeit zu Zeit sprengte einer der Reiter, welche uns begleiteten, voraus, von dem Gipfel eines Hügels die Gegend zu recognosciren, doch kam uns nur einmal, weit ab vom Wege, ein grösseres Beduinenlager in Sicht, sonst trafen wir auf kein lebendes Wesen bis Sadad, das wir nach $2\frac{1}{2}$ Stunden erreichten. Dies ist für die abgeschiedene Lage ein ziemlich umfangreicher Ort, und ebenso, wie das ungefähr zwei Stunden davon entfernte, am Fusse des Gebirges sichtbare Dorf Hafas, ausschliesslich von jacobitischen Christen bewohnt. — Zahlreiche mit Lehmmauern umgebene Gärten dehnen sich vor demselben aus, neben einer geringen Menge Obstbäume auch Weinpflanzungen enthaltend, die aber, wie jene zur Zeit noch des Laubes entbehrten. — In einem dieser Gärten bemerkte ich Reste antiken Mauerwerks, sowie einzelne Säulenbasen, zwischen den Häusern aber einen alten viereckigen Thurm, aus grossen Werkstücken erbaut und noch ziemlich gut erhalten. Auch die Altarnische der kleinen Kirche schien mir von hohem Alter zu sein.

Drei weitere Stunden brachten uns von hier nach dem auf einer Terrain-Erhöhung gelegenen Dorfe Mihin, an dessen Eingange ein ansehnlicher Bach, ähnlich dem bei Neba-Lebueh erwähnten, in voller Stärke dem Boden entquillt und in nördlicher Richtung der Ebene zuläuft, wo sich, kaum eine halbe Stunde entfernt, an seinen Ufern ein zweites Dorf, El-Hauarin genannt, ausbreitet. Das Wasser des Baches hat in der Nähe der Quelle eine lauwarme Temperatur und einen unangenehmen Geschmack, so dass es selbst von den durstigen Pferden verschmäht wurde. — Auch Mihin umschliesst einige antike Reste unter denen mir namentlich ein rundes mit Pilastern gezieres Gebäude auffiel, zu dessen genauerer Untersuchung aber leider die Zeit fehlte.

Der Weg senkte sich allmählig in ein flaches Thal hinab, nach Norden von einer niedrigen, felsigen Hügelkette begrenzt, in dem wir nach drei Stunden bei einer kleinen, von hoher Mauer umschlossenen Häusergruppe vorüber kamen, die man mir Marilan nannte und $\frac{3}{4}$ Stunden später, bei einbrechender Dunkelheit das nach dem Fusse des Gebirges gelegene Dorf Karietein erreichten, dessen würdiger alter Scheich uns gastlich willkommen hiess. —

Als ich am nächsten Morgen zwischen den Lehmhütten des nicht unbedeutenden Dorfes umherwandelte, stiess ich auch hier wiederholt auf Bruchstücke von Säulen und anderen Architectur-

theilen, ja eines der Häuser fand ich sogar ganz auf einem antiken Fundamente stehend.

Obleich Karietein, wie bereits erwähnt, seit den letzten Jahren eine türkische Garnison hat, haben die Bewohner doch noch oft von den Räubereien der in der Gegend umherstreifenden Beduinen zu leiden, und erst vor wenigen Wochen hatte man denselben in der Nähe ihres Lagers ein förmliches Gefecht geliefert und dabei sämtliche Pferde weggenommen. Auch am Morgen nach meiner Ankunft erschien ein Ortsangehöriger vor dem Scheich, der seiner Aussage nach am Tage zuvor, ungefähr eine Stunde vor dem Dorfe von Beduinen überfallen, seiner drei Kameele nebst Ladung sowie seiner Kleidung beraubt und dann mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen seinen Schicksal überlassen worden war.

In Folge dieser neuesten Unthat jener unverbesserlichen Räuber wollte man mir für den Ritt durch die Wüste eine Bedeckung von 20 Mann mitgeben und nur mit Mühe konnte ich den alten Scheich bewegen, es bei 10 Mann bewenden zu lassen, die dann aus 5 bewaffneten Reitern des Dorfes und 5 türkischen Fuss-Soldaten auf Mauleseln bestanden.

Erst nach 11 Uhr Morgens brachen wir auf und ritten zunächst zwischen Mauer-umgebenen Gärten dahin, die ein vom Gebirge herab kommender Bach bewässert, in denen aber noch kein grüner Halm zu sehen war. Bald jedoch entschwand das Dorf unseren Blicken, und kamen wir nun in ein weites, ödes Thal, nach Süden durch das mehrerwähnte Felsengebirge begrenzt, das uns von Hasia ab stets zur Seite geblieben war, nach Norden durch einen niedrigen Höhenzug, der zwischen Mihin und Karietein seinen Anfang zu nehmen scheint. — Gegen das Ende des Thales nähern sich diese beiden Bergketten einander etwas, bis dicht vor Palmyra die südliche sich plötzlich nach Norden wendend, das Thal derartig abschliesst, dass nur ein enger Platz verbleibt, welcher den Zugang zu der unabsehbaren Wüstenfläche bildet, auf der dicht am Fusse des Gebirges sich das Ruinenfeld des alten Palmyra oder Tadmor ausdehnt. —

In Folge der Winterregen, welche noch immer von Zeit zu Zeit niederfielen, fanden wir auch hier den festen, gelbbraunen Boden mit frischem, wenn auch spärlichem Grün bedeckt, sahen aber mit Ausnahme einiger Völker jener rothen Rebhühner, welche in Syrien und Kleinasien heimisch sind, so wie unzähliger Eidechsen für mehrere Stunden nichts Lebendiges, bis sich plötzlich hinter einer ausgedehnten Luftspiegelung die Zelte eines grossen Beduinenlagers zeigten, dessen unerwartete Nähe meine Begleiter in einige Aufregung zu versetzen schien. Allein wir zogen in ziemlicher Entfernung vorüber, ohne einen Menschen gewahr zu werden, nur weidende Pferde und Kameele waren vor den Zelten sichtbar.

Mit sinkender Sonne näherten wir uns nach $6\frac{1}{2}$ stündigem Ritt einem einzeln stehenden Thurme, auf den die Araber meiner Escorte alsbald mit wildem Geschrei und ihre Gewehre abfeuernd im tollsten Laufe zujagten, auch unsere Pferde mit fortreissend, so dass wir das Ziel schnell erreichten. An seinem Fusse ward ein letzter Halt gemacht inmitten des Schutthügels eines kreisrunden antiken Gebäudes, von dem nur das nach Osten gerichtete, reich verzierte Portal, dessen Ornamente an die Ruinen von Baalbek erinnern, zur Hälfte noch aus dem Boden hervorragt.

Der weitere Ritt durch die pfadlose Wüste während der finsternen Nacht war sehr ermüdend und durch die empfindliche Kälte beschwerlich. Wiederholt auch verloren wir die Richtung vollständig und wurde dann das Dromedar, welches die Wasserschlänche trug, als Wegfinder vorausgetrieben.

Kurz vor Anbruch des neuen Tages war ein zweiter Halt gemacht, um die todtmüden Pferde etwas ruhen zu lassen, die seit unserem Ausmarsch von Karietein kein Futter bekommen hatten und mit Gier die spärlichen Kräuter abnagten, welche auf dem dünnen Wüstenboden grünten. Die Kälte war trotz der angezündeten Feuer höchst lästig, wundervoll aber und ergreifend das Schauspiel des Sonnenaufgangs über der starren, ernsten Landschaft. Erst gegen 11 Uhr näherten wir uns, durch den fast 24stündigen Ritt aufs Aeusserste erschöpft, dem Ende des Thales, das gegen den vorerwähnten Platz zu ansteigend, immer unebener und sandiger wird. In dem Passe selbst kamen wir an dem ersten der Palmyra eigenthümlichen Grabthürme vorüber und wenige Minuten darauf entrollte sich vor unseren überraschten Blicken das wundervolle Bild, welches das ausgedehnte Ruinenfeld der alten Palmenstadt mit seinem mächtigen Sonnentempel, seinen zum Theil noch aufrecht stehenden Säulengängen, Triumphbogen, Grabmälern und chaotisch übereinander liegenden Trümmern in dieser abgeschiedenen Wüsteneinsamkeit darbietet.

Das elende Araber-Dorf, welches noch heute den Namen Tadmor trägt, ist ganz in den riesigen Tempelhof eingebaut, dessen hohe Mauern ihm zum Schutz gegen räuberische Angriffe dienen. — Wie Schwalbennester kleben seine formlosen Lehmhütten zwischen den schlanken Säulen, welche einst den Hof in doppelter Reihe umgaben und bis heute noch in beträchtlicher Zahl der Zerstörung widerstanden haben. Der Tempel selbst erhebt sich inmitten des viereckigen Hofes, mit seiner Längachse von Norden nach Süden gerichtet. Das Portal befindet sich, abweichend von dem gewöhnlichen Brauche, in der westlichen Langseite der Cella, deren Aussenwände Pilaster und Halbsäulen ionischer Ordnung schmücken. Cannelirte Säulen derselben Ordnung umgeben sie, gegenwärtig ihrer

Kapitälé, die wahrscheinlich aus Metall gebildet waren, beraubt. — Die Verwandlung des Tempels in eine Moschee, die ihrerseits jetzt gleichfalls zur unbrauchbaren Ruine geworden ist, mag viel zu seiner Zerstörung beigetragen haben.

Die Stadt war auf einem unebenen Plateau erbaut, das vom Fusse der Kalkfelsen, welche es nach Westen begrenzen, allmählich bis zu dem Niveau der weiten Wüstenfläche abfällt, die sich nach Osten bis in unabsehbare Ferne ausdehnt, einförmig und steril. Die Trümmer, welche dasselbe bedecken, ausführlicher zu beschreiben, dürfte hier zu weit führen. Hunderte von Säulen, meist korinthischer Ordnung, stehen dazwischen noch aufrecht, theils lange Colonnaden bildend, theils einzeln oder in Gruppen sich über den Bruchstücken und Resten von Tempeln und anderen Gebäuden erhebend. Viele derselben tragen Inschriften in griechischen und palmyrenischen Schriftzeichen und sind mit Consolen versehen, die dereinst wahrscheinlich einen plastischen Schmuck getragen haben. — Zu den interessantesten Baudenkmälern des weiten Ruinenfeldes gehören die eigenthümlichen Grabthürme, welche theils an den Bergabhängen im Westen, theils im Süden desselben in grosser Zahl beisammen stehen. Einige derselben haben fünf durch Treppen verbundene Etagen übereinander, deren unterste mehrfach noch mit Kammern in Verbindung steht, die in den dahinter liegenden Felsen ausgearbeitet sind. Auch mit Bildwerken fand ich mehrere sowohl im Innern, als an den Aussenwänden geschmückt.

Auf einem felsigen Hügel im Westen erhebt sich eine starke Festung, von tiefem Graben umgeben, den eine nicht mehr passirbare Brücke überwölbt. Dieselbe ist jedenfalls weit jüngeren Datums, als die übrigen Gebäudereste.

Die Palmenhaine, welche einst der Stadt den Namen gegeben haben, sind verschwunden und nur eine geringe Anzahl dieser schönen Bäume beschattet heute noch mit ihren graziösen Blätterwedeln die dürrtigen Gärten der Dorfbewohner, getränkt von einem klaren Bache, der in voller Stärke einer engen Höhle am Fusse der felsigen Hügel entströmt. Sein Wasser tritt stark lauwarm zu Tage und verbreitet nächst der Höhlenmündung einen unangenehmen Geruch nach Schwefelwasserstoffgas, der sich weiterhin allmählich verliert. Hat dasselbe eine Nacht über in den porösen Thongefässen gestanden, deren man sich zu seiner Aufbewahrung bedient, so ist es wohlschmeckend und erfrischend.

In ungefähr $1\frac{1}{2}$ stündiger Entfernung hinter den Gärten glaubte ich den Spiegel eines Sees in der Wüste zu erblicken, erfuhr aber auf Befragen, dass die glänzende Fläche nur von ausgeschwitztem Salze herrühre.

Die Bewohner des Dorfes erwiesen sich freundlich und gefällig

gegen uns. Ging ich an ihnen vorüber, so erhoben sich die Sitzenden mich zu begrüßen, und nur die Neugierde, mit der sie mich überall hin verfolgten, empfand ich mitunter etwas lästig. — Gegen Abend kamen sie in grosser Zahl nach dem Hause des Scheich, wo sie im Hofe bei einander sitzend und rauchend, sich ernst und würdig unterhielten, ihre Worte mit lebhaften Gesticulationen begleitend. Der Scheich selbst, von dem wir mit grosser Gastlichkeit bewirthet wurden, war vollständig Krüppel, in Folge einer Misshandlung, welche er in früheren Jahren von Beduinen erlitten hatte. Letzte erschienen auch während meiner Anwesenheit eines Abends in der Nähe des Dorfes, raubten ein Paar Esel nebst Ladung und schnitten zwei türkischen Soldaten, die sie überrascht hatten, die Häuse ab. — In der Regel tödten sie die Opfer ihres Raubes nicht, es sei denn, dass dieselben Miene machen sich zu vertheidigen; die türkischen Soldaten aber durch deren weittragende, den ihrigen überlegene Schusswaffen, sie bei jedem Zusammenstoss erhebliche Verluste erleiden, fürchten sie eben so sehr, als sie dieselben hassen und mit ihrer Rache verfolgen.

Nur ungern verliess ich nach dreitägigem Aufenthalte den interessanten Ort, zu dessen gründlicher Durchforschung kaum so viele Wochen genügt haben würden, und kehrte auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, nach Homs zurück, da es mir allseitig als unmöglich geschildert wurde, Hamah mit Pferden auf dem directen Wege durch die Wüste zu erreichen.

Der reichlich 8 Stunden in Anspruch nehmende Ritt von Homs nach Hamah bot während der ersten Stunden wenig Interessantes dar. In N. 10° östlicher Richtung durchschnitten wir die fruchtbare und wohlbestellte, aber einförmige, baumlose Ebene, auf der die Landleute noch überall mit Feldarbeiten beschäftigt waren. — Mit dem einfachsten Pfluge, bisweilen nur aus einem in entsprechendem Winkel gewachsenen Baumstamme bestehend, an dessen längerem Schenkel die beiden Zug-Ochsen gespannt werden, während der kürzere mit Eisen beschlagen die Pflugschar bildet, wird der feste Boden kaum handtief aufgebrochen. Eine Düngung der Felder findet gar nicht statt, sondern man lässt dieselben nur abwechselnd brach liegen.

Eine halbe Stunde hinter der Stadt hatten wir das Dorf Deir-Balaba rechts zur Seite, circa 25 Minuten vom Wege entfernt, und eine Stunde weiterhin zur Linken Zafrane. Nach abermals $\frac{3}{4}$ Stunden aber ward das auf einem isolirten Hügel gelegene Dorf Tellbise erreicht, das durch die eigenthümliche Gestalt seiner Häuser, die Töpferöfen gleichen, auffällt. Dieselben bestehen aus einem würfelförmigen Unterbau, der nur ein Gemach ohne Fenster enthält und ein hohes zuckerhutförmiges Dach trägt, das nicht gewölbt, sondern durch Ueberragung jeder höheren Steinschicht nach Innen über die

untern gebildet ist. Der gänzliche Mangel an Holz auf der weiten Ebene bedingt diese Bauart, der wir noch häufig begegneten. — Der nächste Ort Restan, $1\frac{3}{4}$ Stunden von Tellbise entfernt, erhebt sich an Stelle des alten Arethusa auf einer hohen Felsenwand über dem Orontes auf dessen rechtem Ufer, und finden sich zwischen seinen Häusern, wie in seinen Mauern und in seiner Umgebung noch mancherlei antike Reste. — Zu dem Flusse, den hier eine alte Brücke mit 11 Bogen überspannt, gelangt man in einer sich steil um den Ort hinabziehenden Schlucht. Auf seinem jenseitigen Ufer führt der Weg über ein hohes, steriles Plateau, von dem herab man übersieht, wie jener sich im tiefen, engen Thale in nördlicher Richtung zwischen kahlen Hügeln vielfach hin und her windet.

Nach weiteren $1\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir eine von Südost nach Nordost gerichtete Hügelkette zur Rechten, von drei höheren kugelförmigen Kuppen überragt, an deren mittleren das Dorf Tell Ardo gelegen ist. — Ein anderes, Epsirin, ungefähr 15 Minuten zur Linken des Weges ward nach abermals $\frac{3}{4}$ Stunden passirt. Hinter ihm zeigten sich alsbald die höher gelegenen Theile Hamahs, jenseits einer weiten Ebene, auf der wir eine Menge kleiner, schwarz und weiss gefiederter Geier von dem Cadaver eines Esels verscheuchten. — Gegen 5 Uhr endlich ritten wir über einen grossen Begräbnissplatz, der sich im Süden der Stadt über zwei Hügel hinzieht, und genossen von hier aus zuerst den vollen Anblick derselben. — Ganz versteckt liegt sie in dem engen tiefen Thale des Orontes, auf dessen beiden Ufern in beträchtlicher Ausdehnung sich eng und winklig zwar, aber überaus malerisch an den steilen Thalwänden emporbauend, umkränzt und durchwoben von üppig grünen Gärten, die eben im herrlichsten Frühlings Schmucke prangten, schneeciger Blüten und jungen Laubes voll. Riesenhafte Schöpfräder, wohl 80 Meter im Durchmesser, heben knarrend, ächzend und tropfend das Wasser des Flusses auf die von hohen Bogen getragenen Aquaeducte, die es den höher gelegenen Stadttheilen und Gärten zuführen. Wuchernde Schlingpflanzen haben ihre altersgrauen Pfeiler mit heiterem Grün umrankt, von nimmer fehlender Feuchtigkeit genährt, und zwischen den hohen schlanken Bögen blicken die vielgestaltigen Häusergruppen und lacht der tief blaue Himmel hindurch. — Für uns, denen dies Alles nach dem langen Ritt durch die Wüste und über die einförmige Ebene so plötzlich vor Augen trat, war der Anblick reizvoll und erfreuend.

Die Stadt, von den Griechen Epiphania genannt, ist eine der ältesten Syriens, das Hamath der Bibel. Sie soll gegenwärtig an 50,000 Einwohner haben, darunter über 2000 Christen, die wie die Juden in einem besonderen Quartiere beisammen wohnen. Sie ist Sitz eines Gouverneurs und hat eine Garnison, deren sauberes und gut eingerichtetes Lazareth unter Aufsicht eines österreichischen

Militärarztes steht. Drei Brücken überspannen den Orontes, welcher die Stadt durchfließt. Die eine derselben scheint ziemlich alt zu sein, wie auch mehrere der Häuser, die meist massiv aus Bruchsteinen erbaut sind. Zwei der letzteren, deren Inneres ich Gelegenheit hatte zu sehen, waren mit ächt orientalischer Pracht ausgestattet und überraschten, wenn auch etwas verfallen, durch ihre reiche, graziöse Ornamentik. Nahe dem Flussufer erhebt sich ein hoher, zum Theil wohl künstlicher Hügel, ähnlich dem bei Homs, der gleichfalls früher eine Citadelle getragen hat, von deren Werken aber kaum noch eine Spur vorhanden ist. — Unweit davon steht die grosse Moschee mit zierlichem Minareh und marmorgepflastertem Hofe, den mehrere antike Säulen schmücken. Letztere sind so ziemlich die einzigen Reste alter Prachtbauten, denen man hier begegnet. Im Nordwesten der Stadt aber ist der Kalkfelsen der steilen Thalwand von ausgedehnten Katakomben durchhöhlt, die zum Theil noch jetzt von ärmeren Leuten bewohnt werden. — Die Bazars, welche ein Paar geräumige und gut eingerichtete Khans enthalten, erschienen mir weniger belebt, als die in Homs, aber auch in ihnen trifft man Beduinen in grosser Zahl, die daselbst ihre Zelt-Utensilien und sonstigen Bedürfnisse einkaufen. Wir selbst fanden im Hause eines Türken Quartier, der mir gleich beim Eintritt, in sehr angeheitertem Zustande, mit der Raki-Flasche entgegenkam, einem Lieblingsgetränk der Orientalen, das aus Rosinen bereitet wird und ein dem Absynth ähnlicher Schnaps ist.

Unter den verschiedenen Personen, welche ich durch meinen liebenswürdigen Führer, den österreichischen Arzt, veranlasst wurde zu besuchen, war auch ein arabischer Geschichtschreiber, der uns neben mehreren werthvollen und mit bewundernswerther Sauberkeit ausgeführten Handschriften, ein gedrucktes arabisches Journal vorlegte, das zu meiner nicht geringen Ueberraschung Illustrationen des letzten deutsch-französischen Krieges enthielt, in allerdings sehr unvollkommenen Nachbildungen europäischer Holzschnitte. Der Besitzer freute sich sichtlich, als ich einige der dargestellten Persönlichkeiten erkannte und sprach seine ungeheuchelte Bewunderung der deutschen Erfolge aus.

Von einer bis an die Zähne bewaffneten Escorte begleitet, verliess ich Hamah, um zunächst das Ruinenfeld von Apamea aufzusuchen. Nachdem wir die Thalwand im Westen der Stadt erstiegen hatten, ritten wir, die westliche Richtung beibehaltend, über eine weite, fruchtbare, mit frisch gekeimten Saaten bedeckte Ebene bis zu dem $1\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Dorfe Tizin, bogen hier rechts ab und erreichten in 20⁰ westlich nach 40 Minuten das auf einer Anhöhe gelegene Dorf Kefrettun, eine Stätte grösster Armuth, nur bestehend aus einer geringen Anzahl elendester Lehmhütten, einigen Höhlenwohnungen und Zelten. — Von hier ab ward das Terrain hügliger, die bestellten Felder verschwanden allmählig und machten

einem steppenartigen Weidelande Platz. Weitere 55 Minuten brachten uns in 50° westlicher Richtung in ein kleines, baumloses Thal, von einem Nebenflusse des Orontes, den man mir Dschir-el-Madschdal*) nannte, durchströmt. Wir überschritten denselben auf einer antiken Brücke, in deren Nähe ein Paar Säulenbasen zwischen wildem Gestrüpp umherlagen, passirten jenseits des Thales ein kleines Beduinenlager und hatten 25 Minuten dahinter das ziemlich grosse Dorf Emhardi rechts zur Seite. Eine Stunde später kamen wir in ein tiefes Thal und in ihm an der, auf hoher Felsenwand über dem Orontes sich erhebenden Festung Kalat-es-Seidschar vorüber; dieselbe steht an Stelle des alten Larissa, und umschliessen die verfallenen Mauern jetzt ein kleines Dorf sowie mancherlei Reste der alten Stadt. Eine steinerne Brücke überwölbt zu ihren Füßen mit 12 Bögen den Fluss, der auf der Ostseite der Felsenwand aus einer engen Schlucht hervorströmt und mittelst eines hohen Schöpfrades die das Thal überspannende Wasserleitung speist, welche das nährend Element den höher gelegenen Feldern zuführt.

Von hier aus ward die Gegend immer hügliger, einsamer und wilder. Weithin konnten wir bisweilen die tiefer gelegene Ebene überschauen, auf der mir eine Anzahl gleichgestalteter Hügel auffiel, die sich frei aus der Ebene erhoben und aller Wahrscheinlichkeit nach Grabhügel sind.

Nach 2½ stündigem Ritt kamen wir auf der westlichen Wand eines flachen Thales an einem kleinen Dorfe vorüber, dessen jämmerliche Hütten nur aus einem in den Boden gegrabenen Loche bestanden, das mit Reisig und Erde überdeckt war. Meine Begleiter nannten es Hejalin. Ein Paar hundert Schritte von ihm entfernt dehnte sich, gleichfalls am Rande des Thales, ein grosses Beduinenlager aus, wohl 50—60 Zelte umfassend und angeblich dem Stamme der Anazeh angehörend.

Noch einmal führte unser Weg jetzt für 1½ Stunden in fast nordöstlicher Richtung über eine hoch gelegene Weidefläche, senkte sich dann von Neuem in ein tiefes Thal, in dem wir wiederum auf Beduinen trafen, und brachte uns endlich jenseits desselben auf das Ruinenfeld des alten Apamea, heute nur noch eine wüste, verlassene Trümmerstätte. Die Tempel, Paläste und Privathäuser der nach des Seleucus Nikator Gemahlin benannten Stadt sind verschwunden bis auf wenige formlose Reste und Fundamente. Die Mauern und Thürme, welche sie ehemals schützend umgaben, liegen in Schutt, einen kleinen Theil neben dem wohlerhaltenen nördlichen Thore ausgenommen, aber Hunderte von Säulentrümmern, glatte, gerade

*) Wörtlich „Brücke des Thurmes“, also von einer über das Thal führenden Brücke, nicht von dem Flüschen zu verstehen.

und gewunden cannelirte bedecken in wirrem Durcheinander den unebenen Boden, meist den Colonnaden angehörend, welche die von Nord nach Süd gerichtete Hauptstrasse zu beiden Seiten einfassten, jetzt von wildem Gestrüpp überwuchert und stellenweise fast verborgen von dem üppigen Grün, welches der Frühling hervorgelockt hatte. In der Mitte dieser Hauptstrasse, die von einer anderen gleichfalls mit Säulen eingefasst gewesenem rechtwinklich durchschnitten wird, stehen die Ruinen eines grösseren Gebäudes, vor dem noch von Burckhardt und Anderen nach ihm die Statue eines Bacchus gesehen wurde, nach der ich vergeblich suchte.

Dem Ruinenfelde gegenüber erhebt sich auf einem frei stehenden Felsen, das tiefe Thal des Orontes beherrschend, die gleichfalls in Ruinen liegende Festung Kalat-el-Medik, wahrscheinlich aus der Zeit der Kreuzzüge stammend. Ihre zum grössten Theile noch aufrecht stehenden Mauern dienen einem kleinem Dorfe als Schutz gegen die räuberischen Gebirgsbewohner, wie gegen die zahlreichen Beduinen, welche während des Frühjahrs und Sommers die ausgedehnten Weideplätze der Umgegend aufsuchen und die, obwohl sie sich der türkischen Regierung nominell wenigstens unterworfen haben, doch immer sehr unsichere Nachbarn bleiben.

Auch hier fanden wir bei dem Scheich des Dorfes, einem schönen Manne von Anstand und Würde, gastliche Aufnahme und Bewirthung. Gleich nach der Ankunft ward uns wie allen übrigen Anwesenden, Herren und Dienern, das übliche, winzig kleine Tässchen Kaffee als Willkommen gereicht, zu dessen Bereitung in jedem Hause ein fast nimmer verlöschendes Feuer unterhalten wird, welches die anwesende Gesellschaft plaudernd und rauchend umhockt, während vor ihm ein Diener mit der Bereitung des edlen Getränkes beschäftigt ist, das bei jedem neu eintretenden Besuche eine neue Auflage erlebt. Die Bohnen dazu werden in einer kleinen, flachen Pfanne jedesmal erst frisch gebrannt und dann in einer eigenthümlichen cylinderförmigen Mühle fein gemahlen, oder noch besser in einem Mörser gestossen. — Gegen Abend ward mir ein einfaches Mahl aufgetragen, wie gewöhnlich nur aus Reis, saurerer Milch und Eiern bestehend, Fleisch scheint nur ausnahmsweise genossen zu werden, denn ausser in den Städten ward mir solches nur ein einziges Mal vorgesetzt. Ungeachtet dieser einfachen Lebensweise jedoch sind die Leute zwar nicht mager, aber ungemein kräftig und zähe, wie meine Mukari bewiesen, die von Damascus bis Alexandrette fast Tag für Tag acht bis 10 Stunden hinter den Pferden herlaufend, mit diesen Schritt hielten.

Das Haus des Scheich lag auf einer vorspringenden Bastion, welche die herrlichste Aussicht bot über die eigenthümliche, ernst schöne Landschaft, nach Süden bis zu den glänzenden Schneefeldern

des Libanon und Anti-Libanon reichend, nach Westen, jenseits des üppig grünen Orontes-Thales durch die massigen, steil abfallenden Felsenwände des Djebel Nosairi begrenzt. Nur zwei Dörfer waren sichtbar: das eine, eine starke Stunde südlich inmitten des Fluss-thales auf einem Hügel gelegene, nannte unser Wirth es-Sekelebieh, das andere in nordwestlicher Richtung Schemasse. Nördlich von letzterem beginnt der Theil des Thales, welcher den Djebel Riha von dem Djebel Nosairi trennt und el-Ghâb heisst. Noch jetzt bedecken seinen theilweise sumpfigen Boden die üppigen Wiesen, auf denen einst die Stuten und Elephantenheerden des Seleucus Nikator weideten.

Gegen 10 Uhr am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, passirten nördlich des Ruinenfeldes von Apamea mehrere Gräber und zogen, eine kahle Hügelkette zur Linken behaltend bis 11 $\frac{3}{4}$ Uhr in nordöstlicher Richtung über eine einförmige Weidefläche dahin, auf der wir bei zwei grösseren Beduinenlagern vorüberkamen. Hinter einem Hügel mit verfallenem, thurmartigem Gebäude, an dessen Fusse ich mehrere birnenförmig ausgemauerte Wasserlöcher bemerkte, wandten wir uns nach Norden und traten wenige Minuten später in das wilde, öde Gebirge, welches sich parallel dem Djebel Nosairi hinzieht und in dem wir bald kahle, steile Höhen zu ersteigen, bald tiefe Thäler auf steinigem, beschwerlichem Pfade zu durchreiten hatten, dabei immer höher und höher kommend und uns wiederholt der freisten Aussicht erfreuend über die viel gestaltigen meist rundlichen Bergrücken, die uns umgaben, wie über das grüne Flussthal zu ihren Füßen. — Ein Paar Beduinenlager abgerechnet, sahen wir für viele Stunden keine menschliche Wohnung und erreichten erst 2 Uhr 50 Minuten Nachmittags in beträchtlicher Höhe ein Paar bewohnte Häuser in der Nähe einer Ruine mit plumpen, rohgeformten Säulen, wahrscheinlich die Reste einer alten christlichen Kirche. Die Bewohner nannten den Ort Féfileh. An einem anderen Dorfe, Seburra*) mit Namen, ritten wir dreiviertel Stunden später vorüber jenseits eines tiefen Thales und gelangten 3 Uhr 35 Minuten nach Fatireh, dessen sämtliche Häuser in die wohlerhaltenen, massiven Ruinen einer alten Stadt eingebaut sind. Hinter dem Orte senkt sich der Weg in eine fruchtbare Ebene hinab, auf der wir eine Zeit lang östliche Richtung einhaltend 4 Uhr 35 Minuten das auf steiler Höhe gelegene Dorf Kalat-Dschidar passirten. Hier wandten wir uns abermals nach Norden, bemerkten 10 Minuten weiter hin zur Rechten in circa 1 $\frac{1}{2}$ stündiger Entfernung eine ausgedehnte Stadt, in der ich mit Hilfe meines Glases eine Ruinenstätte erkannte, und traten alsdann in ein flaches Thal, das, sich allmählig zur Schlucht verengend, zwischen steilen Felswänden mehrfach die Richtung wech-

*) Sufûha in einem denselben Weg beschreitenden Routier von de Forest.

selt. Gegen 6 Uhr Abends endlich erstiegen wir dessen Wand und erreichten eine halbe Stunde später das einsam in einem Hochthale des Djebel Riha gelegene Dorf el-Barah, in dessen unmittelbarer Nähe sich ebenfalls die Ruinen einer alten verlassenen Stadt, deren Namen und Geschichte unbekannt sind, in zwei getrennten Gruppen, theils im Nordwesten, theils im Süden des Thales ausdehnen. Dieselben gewähren einen überraschenden Anblick und gehören, wenn auch nicht zu den ältesten und architectonisch schönsten, so doch zu den interessantesten des an Ruinen so reichen Syriens. — Säulengeschmückte Tempel und Paläste sucht man hier allerdings vergeblich, nur schlichte Privathäuser sind es, neben einigen Kirchen und Grabmälern, denen man begegnet, aber zum Theil in einem so wunderbaren Zustande der Erhaltung, als seien kaum wenige Jahrzehnte vergangen seit der Zeit, da sie von ihren Bewohnern verlassen wurden. — Ganze Strassen findet man noch von massiven Häusern eingefasst sämtlich aus grossen, sorgfältig bearbeiteten Kalkstein-Quadern, ohne Mörtel erbaut. Einigen darunter fehlt kaum mehr als das Dach, um sofort, für Orientalen wenigstens, wieder bewohnbar zu sein. Jetzt sind die Strassen und Plätze zwischen den Häusern, ebenso wie deren Höfe mit Weinpflanzungen bedeckt, die wiederum von Steinwällen umgeben, die Besichtigung und Untersuchung der Ruinen sehr erschweren. Ueberraschend war mir, in den meisten derselben fast dieselbe Anlagen der Wohnräume zu finden, wie sie noch heute in vielen Dörfern Syriens und auf der Insel Cypern gebräuchlich ist. Dieselben haben nemlich eine länglich viereckige Form und sind in der Mitte ihrer Tiefe mit einem grossen Bogen überspannt, dazu bestimmt die Balkenlage des oberen Stockwerkes, resp. des Daches zu stützen. In der Mitte dieser Bögen, oder bei grösseren Räumen symmetrisch zu beiden Seiten, sind Bügel in der unteren Fläche der Steine ausgehöhelt zum Aufhängen von Lampen; Fenster fehlen in den unteren Zimmern meist gänzlich, oder sind doch in geringer Zahl und von kleinen Dimensionen vorhanden, wie dies gleichfalls noch heute in den Häusern der syrischen Dörfer der Fall ist. Aus den vielen noch aufrecht stehenden Giebelwänden geht hervor, dass sämtliche Häuser mit Pultdächern versehen waren. Die Gebäude der nordwestlichen Gruppe sind im Allgemeinen weniger geräumig und machen einen ärmllicheren Eindruck, als die der südlichen. In ersterer bemerkte ich zwei Kirchen, eine grössere, unterhalb eines alten sarazenischen Schlosses, die mit Säulen geschmückt gewesen zu sein scheint, und eine kleinere, schlicht und einfach mit halbrunder Altarnische. Interessant auch ist die Nekropolis dieses Stadttheiles, die neben mehreren grösseren Felsengräbern mit Porticus, einige leidlich gut erhaltene Grabmäler enthält, die ähnlich dem früher beschriebenen Monument Kamuat-Hermel aus

einem viereckigen, ziemlich schwülstig ornamentirten Unterbaue bestehen, auf dem eine Pyramide ruht. Das Innere enthält nur eine Kammer mit Sarkophag, zu der eine kleine Thüre den Zugang bildet. Im Süden der nordwestlichen Gruppe steht einzeln am Bergabhange das besterhaltene Gebäude. Es scheint ein Landhaus mit eingefriedigtem Garten und Nebengebäuden gewesen zu sein, ist zweistöckig mit theils halbrunden, theils eckigen Fenstern versehen und enthält zahlreiche, zum Theil ziemlich grosse Räume. Eine der Scheidewände im Innern ist, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, so gleichmässig umgeworfen, dass die Steine noch jetzt auf dem Boden im Verlande neben einander liegen.

Die südliche Gruppe ist 15 bis 20 Minuten entfernt. Auch in ihrer Nähe sind zahlreiche Felsengräber unter dem flachen Boden ausgehöhlt, zu denen Stufen hinabführen und die mit einem Vorbau versehen waren. Die hier beisammen stehenden Gebäude sind, wie bereits erwähnt, umfangreicher und architectonisch mehr ausgebildet, als die im Norden des Thales. Die Einrichtung und Anordnung der Räumlichkeiten ist annähernd dieselbe. Von der Strasse tritt man zunächst durch ein mit Rundbogen überspanntes Thor in eine kleine mit Steinplatten gepflasterte Vorhalle und aus dieser in einen geräumigen, länglich viereckigen Hofraum, auf den die einfach verzierten Thüren der unteren Zimmer münden, welche letztere in der bereits angeführten Weise durch einen grossen Bogen in der Mitte der Tiefe getheilt werden. Ueber jeder Thüre ist ausserhalb ein christliches, oben zum Krummstab umgebogenes Kreuz inmitten eines Kreises und in den beiden hierdurch entstehenden unteren Winkelflächen ein Λ und Ω ausgemeisselt. Neben jeder Thür sind kleine halbrunde Nischen angebracht, Fenster aber fehlen in den Parterreräumen gänzlich und sind mit solchen nur die des ersten Stockes versehen. Auch hier fand ich die Ruinen zweier Kirchen, die eine mit länglich viereckigem Grundriss, bestehend in einem regelmässigen Achteck, von dem drei Seiten durch eine gerade Wand abgeschnitten sind, in deren Mitte sich gleichfalls eine halbrunde Altarnische öffnet. — Mit letzterer Kirche steht ein grösserer und reicher verzierter Gebäude-Complex in Verbindung, innerhalb dessen zahlreiche Säulentrümmer umherliegen. — Höchst wahrscheinlich ist dieser Stadttheil dereinst Sitz eines Bischofs gewesen, und haben die letzterwähnten Gebäude dem Palaste desselben angehört.

Furchtbar und verheerend müssen die Kriege gewesen sein, welche vor Zeiten diese Berge durchtobt haben, das zeigt die grosse Zahl von Trümmerstätten, denen man bis Riha hin überall begegnet. Jetzt ist die einst dicht bevölkerte Gegend verödet und verarmt, und nur elende Dörfer findet man an Stelle der ehemals hier blühenden Städte und Ortschaften.

Der Weg nach Riha, unserem nächsten Ziele, führte an der nördlichen mit Wein- und Olivenpflanzungen bedeckten Thalwand empor und daselbst noch eine Zeit lang zwischen Gräbern, Sarkophagen und Ruinen hindurch. — Hochgelegen bietet er oft eine hübsche Aussicht über fruchtbare Thäler und grüne Höhen, auf denen hin und wieder etwas Baumwuchs das Auge erfreut.

Ein $1\frac{1}{4}$ stündiger Ritt brachte uns in ein anmuthiges Thal und in ihm an dem Dorfe Schanûn vorüber. Letzterem zur Seite bemerkte ich ein Paar grosse Felsengräber mit Porticus, ähnlich denen bei el-Barah. Nach einer weiteren Stunde erreichten wir $9\frac{3}{4}$ Uhr das freundlich von Bäumen umgebene Dorf Ramah, gleichfalls auf einer alten Trümmerstätte erbaut, und gelangten um 10 Uhr 15 Minuten in eine weite, fruchtbare, mit Olivenpflanzungen bedeckte Thalebene, die einem grossen Garten glich und in der uns zur Rechten sich etwa 20 Minuten vom Wege entfernt das grosse Dorf Orimdschöz zeigte. Nach 11 Uhr passirten wir einen Hügel mit Felsengräbern und befanden uns 20 Minuten darauf vor dem anmuthig am westlichen Fusse des Djebel Arba'in gelegenen Städtchen Riha. — Dasselbe mag etwas über 2000 Einwohner haben und sieht im Inneren ziemlich ärmlich aus. Gärten und Baumpflanzungen umgeben es, und an dem Abhang des Gebirges sind in seiner Nähe zahlreiche Felsengräber ausgehöhlt, alle mehr oder weniger zerstört. Eine noch umfangreichere Nekropole dehnt sich am östlichen Abhange des Djebel Arba'in aus, in der Nähe des kleinen, ungefähr 2 Stunden von Riha entfernten Dorfes Kefr-Lata. Die Zahl der Grabhöhlen und namentlich die der frei umherstehenden Sarkophage ist hier ganz ungewöhnlich gross, ohne dass sich andere Reste einer Stadt in der Nähe finden. Das Dörfchen selbst liegt sehr hübsch am Rande eines tiefen Thales, in dem ein Bach entspringt, dessen Quelle mit einer auf vier Säulen ruhenden Kuppel überbaut ist. — In Riha fanden wir in einem Kaffeehause Unterkommen, in dem sich gegen Abend eine grosse Zahl Gäste um einen Erzähler versammelte, der sein Auditorium bis spät in die Nacht bald durch monotone Gesänge in eine ernste Stimmung versetzte, bald durch launige Vorträge zu lautem Lachen nöthigte. — Von der Terrasse des Hauses hatten wir eine freie schöne Aussicht über die kleine Stadt und die fruchtbare Berg-umgebene Ebene, auf der die nachverzeichneten Orte sichtbar waren:

In N. 15° östlich die Stadt Edlib ungefähr 3 Stunden entfernt; 27° östlich Talheï 4 Stunden; 34° östlich Benisch und 40° östlich Sermin, beide letztere 3 Stunden von Riha entfernt.

Gegen 7 Uhr am nächsten Morgen brachen wir wieder auf und ritten anfänglich zwischen sorgfältig gepflegten Olivenpflanzungen und Feldern hin. Das Gebirge endet unmittelbar hinter Riha, und

wird die einförmige Ebene, welche sich nach Osten ausdehnt, von hier ab nur noch von einzelnen Hügeln und geringen Unebenheiten unterbrochen. Anfänglich eine 30^0 östliche Richtung einhaltend, hatten wir 9 Uhr 10 Minuten das kleine Dorf Bilás rechts zur Seite in $\frac{1}{4}$ stündiger Entfernung und kamen bald darauf bei einem Hügel vorüber, den die Ruine einer Moschee krönt und an dessen Fusse, hinter zwei tiefen, ausgemauerten und durch Bögen von einander getrennten Schächten (wahrscheinlich ein alter Brunnen) sich die formlosen Reste eines antiken Baues erheben. Der Boden umher ist dicht mit Bruchstücken von Dachziegeln bedeckt, wie solche heute nirgends mehr in der Gegend zur Anwendung kommen.

Weiterhin passirten wir 10 Uhr 15 Minuten das auf einer Anhöhe gelegene Dorf Benisch, hinter dem zur Linken ein grosser Ort sichtbar war, den man mir el-Buar nannte, und hielten nun eine mehr östliche Richtung ein (50^0); die Gegend ringsum war flach, einförmig und baumlos. 11 Uhr 35 Minuten kamen wir an dem kleinen Dorfe Kerum vorüber, eine halbe Stunde darauf an einem andern, Kastanad mit Namen, und erreichten gegen 2 Uhr Nachmittags das grössere Maarat, das nackt und kahl mit seinen weissen, zuckerhutförmigen Dächern auf der weiten Ebene liegt.

Am nächsten Morgen abermals um 7 Uhr aufbrechend, folgten wir einer Telegraphenleitung über ein unebenes, steriles Terrain, auf dem wir häufig Schildkröten umherkriechen fanden. 8 Uhr 10 Minuten ward das ärmliche Dorf Anäter passirt und $9\frac{1}{2}$ Uhr in der Nähe einer Wassercisterne ein grosses Beduinenlager mit weidenden Kameelen. — Bald darauf ritten wir durch ein flaches, fruchtbares Thal, von dem Flüsschen Kuaik durchströmt, und kamen $10\frac{1}{2}$ Uhr an dem ganz in Ruinen liegenden Khan Tumân vorüber. — Von hier ab ward das Terrain immer hüglischer, steiniger und wüster. Noch einmal trafen wir ein übermauertes Wasserbassin am Wege, gewahrten bald dahinter die Minarehs, so wie die hohe Citadelle von Aleppo, ritten an heiteren Landhäusern und herrlichen, schattigen Gärten, vom Kuaik bewässert, vorüber zur Ebene hinab, in der sich die stattliche Stadt ausdehnt, und erreichten diese selbst gegen 2 Uhr Nachmittags.

Aleppo, einst Beroea und von den Arabern gegenwärtig Haleb genannt, ist die zweitgrösste Stadt Syriens und soll über 120000 Einwohner, darunter gegen 3000 Christen und 6 bis 700 Juden haben. Fast alle christlichen Secten und Riten des Orients finden sich daselbst vertreten, ebenso wie die römisch-katholische und englisch-protestantische Kirche. Christen wie Juden wohnen, von den Muhamedanern getrennt, in besonderen Stadttheilen beisammen, jene in den beiden Dschudeida und Salihbey, diese in dem Bachsida genannten. Von welcher Seite man sich der Stadt auch nähern mag,

dieselbe gewährt stets mit ihren alten Festungsmauern, der hoch emporragenden Citadelle und den vielen kirchthurmartigen Minarehs einen imposanten Anblick, obgleich ihre Umgebungen nichts weniger als schön sind. — Zwischen niedrigen, kahlen Hügeln dehnt sie sich über ein unebenes, wüstes Terrain aus, in grösserer Entfernung von wenig fruchtbaren Höhen umgeben, deren nackter Kalkfelsen überall unter dem dürtigen Grün hervorschaut. Nur an einigen Stellen, wo die befruchtenden Wasser des Kuaik den dürren Boden tränken, erfreuen schattige Gärten das Auge. — Dies bereits mehrerwähnte Flüsschen entspringt in der Nähe von Aintab und verliert sich schliesslich mehrere Stunden südlich der Stadt in den Sümpfen von Metch.

Das Innere Aleppo's gleicht im Wesentlichen dem jeder anderen orientalischen Stadt, seine Strassen sind eng und winklig, aber sauberer, als dies sonst hier zu Lande der Fall zu sein pflegt und theilweis gepflastert. Die Häuser, sämmtlich massiv aus Bruchsteinen erbaut, wenden den Strassen nur nüchterne, glatte Mauern zu von wenigen kleinen Fenstern und engen Thüren durchbrochen. Durchschreitet man aber die letzteren, so gelangt man in saubere geräumige Höfe, um welche sich die Gemächer reihen und die mit ihren duftenden Blumen und grünen Bäumen meist einen sehr heiteren, behaglichen Eindruck machen.

Der Handel Aleppo's, obgleich mit der Zeit sehr zurückgekommen, ist doch noch immer nicht unbedeutend und sind seine ausgedehnten Bazars reichlich versehen, so wohl mit den Producten Asiens, wie mit den Industrie-Erzeugnissen Europa's. Aleppo selbst liefert dazu golddurchwirkte seidene Gewänder, Cuffiehs und verschiedene andere Dinge. An die Bazars schliessen sich mehrere grosse Khans, in deren einem die wenigen europäischen Kaufleute, welche sich hier niedergelassen, ihre Geschäfte haben. Deutsche sind nur ein Paar darunter, da die Fabrikate unseres Vaterlandes meist über Marseille und Constantinopel eingeführt werden. — Wie in fast allen grösseren Städten des Orients findet man auch hier deutsche Aerzte, deren einem, dem Herrn Dr. Bischof aus Augsburg, ich mancherlei Mittheilungen über die Verhältnisse des Landes zu verdanken habe.

Eigentliche Alterthümer von Bedeutung hat Aleppo nicht aufzuweisen, wohl aber ist die Citadelle, obgleich nur noch eine wüste Ruine, eines Besuches werth, wäre es auch nur der weiten Aussicht über Stadt und Umgebung wegen. Dieselbe erhebt sich auf einem konischen Hügel und ist mit einem ausgepflasterten Graben umgeben, über den eine steil ansteigende Brücke zu dem stattlichen Thore führt. Das Innere ist durch das Erdbeben von 1822 gänzlich zerstört und dient gegenwärtig nur noch einer Handvoll Soldaten als Wohnung, vor deren Kaserne ein tiefer Brunnen den Hügel durch-

senkt. Der Stadt selbst wird durch einen alten, angeblich von der Kaiserin Helene erbauten Aquaeduct das Wasser zweier Quellen zugeführt, und glaubt man vielfach, dass seine chemischen Bestandtheile es sind, welche die eigenthümliche, unter dem Namen: „*bouton d'Alep*“ bekannte Krankheit erzeugen. Dieselbe besteht in einem Geschwür, das an verschiedenen Körpertheilen hervorbricht und dessen Entwicklung und Heilung oft ein volles Jahr in Anspruch nimmt. Nach Aussage des Herrn Dr. Bischof ist diese Affection überdies keineswegs so allgemein, als man gewöhnlich annimmt.

Am 2. April verliess ich Aleppo bei strömendem Regen, um über Kalat-Simân nach Antiochien zu gehen und so die Küste wieder zu erreichen. — Während der ersten Stunden ritten wir in wiederholtem Wechsel über kahle Höhen und durch fruchtbare Thäler, in letzteren an mehreren Dörfern vorüberkommend. Allmählig aber ward die Gegend wilder, gebirgiger und einsamer. Wohl kamen wir noch öfter an alten Felsengräbern und Ruinen vorüber, aber keine menschliche Wohnung war mehr zu sehen, und so jeder Anweisung in Betreff des Weges beraubt, irrten wir stundenlang zwischen den felsigen Hügeln, in unwirthlichen, öden Thälern umher, bis wir zufällig auf ein Paar Leute trafen, die uns wieder zurecht wiesen. Dabei hatte der immer von Neuem niederfallende Regen die schmalen, unebenen Gebirgspfade alsbald in einen so fürchterlichen Zustand versetzt, dass die Pferde oft kaum vorwärts kommen konnten, und wir erst gegen 4 Uhr Nachmittags die grossartige, auf hohem Felsen gelegene Ruinengruppe erreichten, welche unter dem Namen Kalat-Simân bekannt ist. Dieselbe umfasst die wohl erhaltenen Reste eines Klosters mit daranstossendem palastartigen Gebäude und einer Kirche von gewaltigen Dimensionen, deren Architectur aber mehr kühn, als schön ist. Der Grundriss der letzteren bildet ein nahezu gleichschenkliges Kreuz, dessen vier Arme in der Mitte gegen ein grosses Achteck stossen. Der nach Osten gerichtete Arm, welcher offenbar gleich den anderen durch Säulenstellungen in drei Schiffe getheilt gewesen ist, schliesst diesen Schiffen entsprechend mit drei halbrunden Altar-Nischen ab. Der ganze Bau ist aus grossen Werkstücken, ohne Anwendung von Mörtel hergestellt, die Ornamentik aber schwülstig und styllos.

Da der Abend schnell herbeikam, der Himmel noch immer mit Regen drohte und wir ringsum wohl zahlreiche Ruinen, aber kein bewohntes Haus entdecken konnten, so sahen wir uns leider schon nach kurzem Aufenthalte genöthigt weiter zu ziehen, um noch vor einbrechender Nacht ein Obdach zu erreichen, was uns erst zwischen 8 und 9 Uhr Abends gelang, nach abermaligem, mehr denn dreistündigem Umherirren in einer pfadlosen Felsenwildniss, die zu durchreiten, bei der bald hereinbrechenden Dunkelheit, wahrhaft schauer-

lich und lebensgefährlich war. — In dem elenden Dorfe Saghdar fanden wir endlich das dürftigste Unterkommen in einem Stalle, den wir mit unseren Pferden zu theilen hatten.

Am nächsten Morgen bei Zeiten wieder aufbrechend, folgten wir während der ersten 4 Stunden dem weiten Thale, welches der kleine Fluss Nahr-Afrin durchströmt, überstiegen alsdann dessen südliche Wand und ritten jenseits derselben über eine fruchtbare, allseitig von Bergen umgebene Ebene, auf der wir nach 2 Uhr Nachmittags den halb verfallenen Khan „Serai-el-Burak“ erreichten, wo wir zuerst durch andere Reisende erfuhren, dass die Stadt Antiochia am Tage zuvor durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden sei. Dennoch machten wir uns am nächsten Morgen dahin auf den Weg, begegneten unterwegs wiederholt ganzen Familien, die mit dem geretteten Theile ihrer Habe der Unglücksstätte entflohen und hörten von ihnen grausige Berichte über die furchterliche Katastrophe. — Gegen 11 Uhr näherten wir uns dem Orontes wieder, der die weite Ebene in mäanderartigen Windungen durchfließt, überschritten ihn auf einer alten Brücke bei dem Dorfe Dschesr-el-Hadid und hatten dahinter eine sumpfige Niederung zu passiren, bis wir in das südwestlich gerichtete Thal traten, durch welches er dem Meere zuströmt. — Nach 4 Uhr kamen wir an ein antikes Thor, eines der wenigen Reste der alten Stadt, welche bisher der Zerstörung widerstanden haben. Vor drei Tagen noch hatte dasselbe die Strasse mit kühnem Bogen überspannt, heute, durch das Erdbeben niedergeworfen, bedeckten seine Trümmer den Boden. — Hinter ihm führte der Weg zwischen anmuthigen Gärten dahin bis zum Eingange der Stadt, die wir von ihren Bewohnern gänzlich verlassen fanden. Dieselbe ist überaus freundlich am linken Ufer des Orontes gelegen, und steigt, von heiteren Gärten eingerahmt, sanft an dem Abhange des Berges Silpius empor, dessen Gipfel die Reste der alten römischen Festungsmauern und Thürme krönen. Die Zerstörung, welche uns entgegentrat, war furchterlich, schien mir aber mehr der schlechten Bauart der Häuser, als der Stärke des Erdstosses zugeschrieben werden zu müssen, denn dass der letztere nicht so sehr heftig gewesen sein konnte, bewiesen die hohen, schlanken, aber aus regelmässig bearbeiteten Steinen erbauten Minarehs, die zwar geborsten und vielfach beschädigt, doch sämmtlich noch aufrecht standen, während die Häuser, namentlich der unteren Stadt, durchweg aus rohen Bruchsteinen mit Lehm oder schlechten Mörtel zusammengefügt, grösstentheils nur noch einen formlosen Schutthaufen bildeten. — Rings um die Stadt lagerten die unglücklichen Einwohner unter Zelten und improvisirten Hütten, dem Mangel und Elend preisgegeben. Nach Angaben des Kaimakam, der auch mir ein Militärzelt zur Verfügung stellte, sollte die Zahl der Versütteten

und Getödteten 2000 betragen, was annähernd $\frac{1}{3}$ der ganzen Bevölkerung sein würde, die 6000 Köpfe nicht viel überstiegen haben dürfte. Die herrschende Verwirrung und Aufregung machte es schwer, genaue Details über den Verlauf des traurigen Ereignisses zu erfahren; so viel schien mir aber aus allem hervorzugehen, dass die Erschütterung ihren Ausgangspunkt in der Nähe der Stadt gehabt haben musste, da sich die Stärke der Stösse längs der Küste nach Süden wie Norden schnell abgeschwächt zu haben schien. Auffallend war mir, dass wir selbst auf der ganzen Tour von Aleppo bis Antiochien nicht das Geringste von einer Erschütterung wahrgenommen, noch in den von uns passirten Ortschaften von einer solchen gehört hatten, obgleich von Aleppo die telegraphische Nachricht eintraf, dass dieselbe sich auch dort so stark fühlbar gemacht habe, dass die Bewohner ihre Häuser verlassen hätten.

Characteristisch für die hiesigen Zustände war es, dass die benachbarten Gebirgsbewohner, anstatt Hilfe zu bringen, sich während der Nacht in die Stadt zu schleichen suchten, um daselbst zu plündern und von den ausgestellten Wachen durch ein anhaltendes Gewehrfeuer verscheucht werden mussten. Mehrere Diebe wurden während meiner Anwesenheit sogar am Tage auf den Trümmern der Stadt ergriffen und, vor den Kaimakan gebracht, von diesem, nach einem sehr summarischen Verhöre, eigenhändig in wahrhaft barbarischer Weise durchgepeitscht.

Gern kehrte ich den traurigen Scenen, die uns hier umgaben, den Rücken, um weiter nach Alexandrette zu gehen und mich dort nach Smyrna einzuschiffen.

II.

Beiträge zur Völkerpsychologie.

Von Franz Engel.

Der Mensch unter den Tropen Amerika's.

1) Lust und Leidenschaft; Tod und Grab.

In der gesammten Erscheinungswelt um uns her fordert nichts so sehr den Scharfblick, die Combination, die Sympathie und den Forschungsdrang des denkenden und beobachtenden Menschen heraus, wie sein Ebenbild: der Mensch, in welchem er sich selbst betrachtet und wiederdenkt. Einen weiten und unergründlichen Spielraum findet diese denkende Beobachtung innerhalb jenes Wohn-

gürtels unseres Planeten, wo sich ein Gemenge der verschiedensten Racen des Menschengeschlechts zusammenhäuft, und wo durch die Kreuzungen der physischen und psychischen Sonderheiten und Gegensätze fast ebensoviele Unterarten von Racen (Varietäten), als Individuen hervorgegangen sind, das Individuum aber wiederum durch Individualismen in sich zersetzt erscheint.

Welch eine unendliche Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit, Beweglichkeit und Wandelbarkeit von Lebensäusserungen reihen sich da aneinander! Eine unerschöpfliche, und in ihrer Unerschöpflichkeit fast beunruhigende Quelle von Wahrnehmungen offenkundiger und unergründlicher, selbst mystisch berührender Erscheinungen zieht den Geist in ihre Tiefe und Wirrsal hinein, treibt ihn von System zu System, von einem kaum erfassten und wieder weichenden Phänomen zum anderen, und lässt Bild an Bild, Gestalt an Gestalt in immer wechselnden Farben und Formen und dem bildenden Druck der Hand ausweichendem Stoffe an dem ruhelos umhergeleiteten Auge vorüberziehen. Ihn, ein Atom des belebten Kosmos selber, zieht den Kosmos des Menschseins mächtig in seine treibende Kraft hinein; seinem Verständnisse undefinierbar, starrt er auf das anfang- und endlose Bewegliche hin, und die Unerfassbarkeit des ewig Geistigen, wie der Wahnwitz, dasselbe einzuzwängen in System, Schablone, feste Form und Begriffsverbindung wird ihm immer klarer zum Bewusstsein.

Jenes unzerlegbare Volk- und Racenconglomerat, das sich im Laufe der Jahrhunderte auf dem blutgedüngten Boden des tropischen Amerika's angesammelt und aus den zusammengeworfenen Factoren fortzeugt hat, deckt den psychologischen Beobachtungen einen weiten Gesichtskreis auf. Im zweiten Jahrgange der Zeitschrift für Ethnologie S. 18 suchten wir die National- und Racentypen in allgemeinen Grundzügen zu fixiren; versuchen wir es heute, diesen Grundriss weiter auszuführen, detailliren wir ihn in so weit, als wir uns von dem Menschen insbesondere jener Völker und Racen ein psychologisches Bild aus seiner Erscheinung herauszumeisseln suchen, insoweit es überhaupt möglich, ein einheitliches Moment aus dieser vielgetheilten, aus- und ineinander fließenden Erscheinung festzuhalten und aufzufassen. Die beweglichen Schwingungen und Strahlungen der Volksseele aufzufangen, gelingt am sichersten, wenn man die gesellschaftliche Vereinigung von Individuen unter den hervortretenden Symptomen der höchsten Erregtheit und Entbundenheit des Wesens seiner Beobachtung unterzieht; dazu sind besonders die Sonn- und Festtage geeignet, an welchen sich die bunt zusammenströmende Menschenmenge, also das Volk, den natürlichen, augenblicklichen, lebendigsten Eingebungen und Anregungen zwanglos hingiebt. Suchen wir daher das tropisch-amerikanische Volks- und Racengemisch an einem seiner vielen Feiertage in

seinen geselligen Zusammenkünften auf, und betrachten wir es in den Hauptmomenten seelischer Erregtheit und ungezwungener Lebensäusserung, unter dem Einflusse von Lust und Leidenschaft, Tod und Grab.

Der Namenstag des gefeierten Heiligen, des San Juan, hat den geräumigen Platz einer grossen Hacienda mit einer zahlreichen Versammlung von Landleuten des näheren und weiteren Umkreises bevölkert; in allen Hautfarben und Altersstufen drängt sich dieselbe lebhaft und geräuschvoll durcheinander. Dem kleinen abgesonderten herrschaftlichen Kreise gegenüber verhält sie sich durchaus nicht passiv oder gar zurückhaltend; beides, passives und ehrfurchtsvolles Verhalten gegenüber irgendwelcher Autorität liegt wenig in der Gemüthsart jener Menschen; nur der kleine, arme, schüchterne, auf den kühlen Bergen zurückgezogen lebende braune Mann blickt scheu, misstrauisch und unterwürfig zu den weissen und reichen Herren seines Landes auf; der kleine Mann aber aus der bunten Masse der Mischracen und den belebten Land- und Stadtgebieten der heissen Zone sieht in den höheren Ständen der Gesellschaft nur eine Klasse von Menschen, die mehr Geld hat und eine andre Hautfarbe trägt, als er. Zwar empfindet auch er, wie die von Bildung undurchdrungene Masse überall, wenn sich mit den höheren Ständen auch Wissen und Bildung vermählt, instinctiv den weiten Abstand, der ihn von jenen trennt; aber er gesteht ihnen dennoch keine grössere Berechtigung und irgend welche Vorrechte auf dem gemeinsamen Lebensboden zu; ihn schüchtert weder der sich brüstende Goldschimmer, noch die Hautfarbe, noch das Gewand, noch das stolz geschrte Ross, im geringsten ein. So sehr ihm auch alle diese Dinge gefallen und in ihm Neid und Scheelsucht erwecken, so machen sie doch in seinen Augen aus ihrem Besitzer kein oberherrliches Wesen. Was also zwingt ihn zur Ehrfurcht und Zurückhaltung? Warum sollte er seinen Gedanken und Gemüthsbewegungen Fesseln anlegen? Die Gunst des Mächtigen braucht er nicht, — deshalb kehrt er sich nicht an Macht und Ansehen; seine persönliche und gesellschaftliche Unabhängigkeit und durch das ewige Sommerklima bedingte Bedürfnisslosigkeit zwingt ihn zu keiner Unterwürfigkeit; keine angeborene und durch Beispiel und Erziehung in das Gemüth gepflanzte Pietät gebietet ihm Achtung und Unterwerfung vor dem Ehrwürdigen; nichts kommt ihm klarer zum Bewusstsein, als sein Dasein, und dass er ebenso gleich und mit demselben Rechte da sei, wie jeder andere geschaffene Mensch; ihm ist das Standesdogma unter der heissen und kalten Sonne des Orients fremd, das den Einen zum Reden und Emporragen, den Andern zum Schweigen und Bücken geboren sein lässt.

Die Neuheit einer fremden Erscheinung bietet der beweglichen

Versammlung, die in ihren einzelnen Gliedern eine grosse Neigung zur neugierigen Beobachtung und zu grotesken Schaustellungen zeigt, reichen Stoff zur Unterhaltung und Belustigung. Jede hervortretende Aeussierung und Geste wird sofort von den lauernden Naturkomödianten copirt und persiflirt, und je augenscheinlicher, je schärfer und eckiger die Mimik, desto lebhafter der allgemeine Beifall. Der Abkömmling der aethiopischen Race ist in der Nachahmung und der caricirenden Mimik besonders unermüdlich und affenartig kunstfertig, wie unersättlich in dem (seinem) Genusse des Augenblicks; ebenso ergreift er, der mitten in seinen Unterhaltungen, anscheinend vollständig abgezogen, doch immerfort verschlagen und lauernd beobachtet, mit massloser Hast und Begierde jede Gelegenheit, sich dem kleinen abgesonderten herrschaftlichen Kreise, besonders dem Gaste fremder Nationalität, dienstbar zu erweisen; dies jedoch etwa nicht so sehr aus wirklicher Dienstbefissenheit und Ritterlichkeit, als vielmehr aus Gefallsucht und Speculation, sich mit guter Gelegenheit in die abgeschlossene Gesellschaft eindringen zu können. Bei aller Hochmuths-Dummheit und rohen Missachtung der Autorität hascht doch die lüsterne Eitelkeit nach jeder Autorisation der eignen Persönlichkeit. Sobald dem schwarzen, überhaupt dem farbigen Mann das Amt eines Büttels über seinen Nächsten, womöglich mit besonderem Schaugepränge, übertragen wird, fühlt er sich zu souveränen Ehren erhoben, und im Gefühle dieser Majestas peitscht er mit wahren Hochgenusse Alles aus, was ihm das Gesetz oder die Willkühr überliefert. Versteht man es, dieser Götzendienerei der kindischen Eitelkeit am rechten Orte und zur rechten Zeit zu huldigen, so ist es oft gar nicht schwer, sich in dem farbigen Menschen ein thätiges Werkzeug gegen dessen eigne Race zu verschaffen; der dumme aufgespreizte Stolz des Halbwilden vergisst allen Farbenhass und alles verwandschaftliche Gemeingefühl.

Mitt der mehr und mehr sich neigenden Mittagssonne wächst die Zahl des Festschwarmes immer höher an; jetzt erst erscheinen die Zuzüge der ferner wohnenden Festwallfahrer auf dem Platze; aus dem Geblüthe von Mensch und Thier weicht allmählich die drückende, lähmende Mittagsschwüle; die ermunterten, auflebenden Sinne öffnen sich wieder dem vollen Genusse; aufgeregt durch die gegohrene Chiche und den Aquardiente, steigert sich das fröhliche, bewegliche Treiben alsbald zur lautesten, zügellosesten Lust. Die wachsende Unruhe und haltlose Bewegung entzieht auch den fremden Gast allmählich der lauernden Beobachtung und allgemeinen Aufmerksamkeit; aus dem Mittelpunkt an die Peripherie der Action gedrängt, gewinnt er nun selbst in seiner passiven Theilnahme den rechten Raum und das rechte Feld zu seinen Beobachtungen. Bild auf Bild und Scene an Scene zieht im raschen Wechsel an seinem

Auge vorüber; mit einer Dehnbarkeit des Temperaments, deren der besonnene, von geordneten Gedanken geleitete weisse, nordische Mensch nicht fähig, springt das erregte Wesen von einem zum anderen Ergötzen, von einer extremen Handlung zur andern in einem und demselben Athemzüge über. Versuchen wir, einige dieser wechselnden Szenen, so, wie sie in den innigen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch vor uns erscheinen, festzuhalten.

Leicht gefiederte Tamarinden- und dunkel-schwer belaubte Mangobäume, wechselnd mit den, nie auf einem Gehöfte fehlenden nussreichen Tatumo- und Orangenbäumen, umsäumen im weiten Umkreise den freien grossen Trocken- und Verkehrsplatz der Hacienda; noch andre viele, durch ihre sehr wohlschmeckenden Früchte ausgezeichnete Bäume, als: Nispero's, Chirimoya's, Aguacate's, Pumarosa's, Lechaso's, u. a. m. theilen sich in den Raum, welcher die Fruchtfelder und Pflanzungen von den Gebäuden des Geschäftes trennt; sie alle überragt die Chaguaramapalme, welche ihre prachtvolle, gefiederte Laubkrone auf gleichmässig schlang emporstralender Stammsäule in dem sanften Spiel der reinen Lüfte wiegt; und in ferner Runde zieht der dichte, weite Wald seine Ringmauer um dieses freundliche Landschaftsbild, sich an die Bergstrassen lehnd, deren Formen in dem bläulichen Duft der Ferne verschwimmen.

Schräger fallen die Sonnenstrahlen in die gelichteten Felder, durch das leicht bewegte Laub, auf die festen Gestalten der Erde; alle Gegenstände aber kleiden sie in einen nur noch brennenderen, glühenderen, und doch durchsichtig-klaren Farbenduft; und in tiefes magisches Licht- und Farbenspiel der reinen Luft strömt aus weissen Myrthen- und Orangenblumen eine Ueberfülle würziger Düfte aus. Nicht gleitend, nicht schwebend, sondern mit gliederverrenkender, hüpfender, trampelnder Beweglichkeit kreisen und wenden und drehen sich die meist barfüssigen Tänzer und Tänzerinnen über das rauhe Ziegelsteinparket; die wehenden aufgebauchten Gewänder aus grellfarbigem Kattun oder leichtem, gewolkten Musselin streifen die feurig scheinende Pfefferfrucht und den dufthauchenden Jasmin; in ihren Faltenwellen tragen sie die Düfte weiter und den rothen Staub, der unter der unermüdlichen Kunstfertigkeit der Füsse aufwirbelt. Schüchtern lässt sich das hellgebräunte Indianermädchen, das von der einsamen Alp hinabgestiegen in das volkreiche Thal, hineinreissen in den Wirbel des Tanzes: über den Nacken fällt in langen Zöpfen die schwere dunkle Haarfülle; Palmenblättchen wehen aus schwebender Höhe nieder und suchen vergeblich sich in das glatt gestrichene Haar einzunisteln, oder hängen sich, wie goldne Tropfen, in der kecken Mulattendirne glänzend-schwarze, gekräuselte Haarwellen fest, welche aufgelöst über die formenschöne, kokett getragene, schwarzbraune Büste fallen; auf schattigem Gange wiegt sich

üppig-lüstern die Negerin; aus ihrem kurzen krauswolligen Kopfhaar hat sie mit vieler Mühe eine Unzahl kleiner, spitz aufstehender Flechtchen ausgezupft; welk hängt in diesem Wirrsale die flammend-rothe Hibiscusblume; die auseinanderfallenden Blätter versenken sich hinter den weitplundrigen, feucht-heissen Busenlatz, wie sich die Funken eines verzehrten Heerdbrandes in die heisse, glimmende Asche bergen. Bald kokett abgewiesen, bald zärtlich gelockt, bald schmolzend, bald ungestüm verlangend und umfangend umkreisen die männlichen Trabanten die Sonne und Magnete ihrer Liebeslust; nur allein dem Augenblick lebend und trunken hingegeben, blitzt überall aus den brennend schwarzen Augen das dürstende Feuer der Leidenschaft; aus ihrer lockren Umhüllung drängen sich und quellen die üppigen Formen, durch den stürmischen Puls rollt der Genuss, und sengend weht der Athem über den stechenden Glanz der schwelenden, sinnlich aufgeworfenen Lippen.

Die Musikanten, die mit Cinca*), Chinchä**), Cimbel und Tambór zum Tanz aufspielen, begleiten ihre eigne monotone, melodielose, aber rhythmische, dumpf-rasselnde Musik mit heiserem, tief aus dem Schlunde hervorgegurgelten oder durch die Fistel kreischen- den Gesänge, nur mechanisch rühren sie die Instrumente; die Seele schwimmt auf der hohen Fluth des Sinnengenusses. Endlich treibt die zuckende Unruhe das ganze Orchester wohl gar von seinen Sitzen auf, und hüpfend und tanzend mischt es sich, ein tönender Reigen, in den tanzenden Knäuel. Aufgeregte Gestalten kugeln sich, wie Gliederbälle, vor ihren tanzenden Schritten her und springen mit leidenschaftlichen Geberden um sie im Kreise herum, bis die fahrenden Sänger, mit neuer Ausdauer ausgerüstet, wieder zu ihren Sitzen zurückkehren.

Trotz vielfacher Verletzung des eigensten Gefühles fühlt sich das Auge gefesselt durch diese wilde, chaotische Lebensfülle; natürliche Grazie deckt die Wildheit und umgürtet die Blößen mit Blumenketten. Das ungeformte, und doch nicht missgestaltete Wesen offenbart in seiner unbeschnittenen Urwüchsigkeit seine reiche Ausstattung durch die Natur und zugleich den Mangel an wohlthuender Schaustellung der natürlichen Gaben. Es liegt etwas Mystisches in solcher Mischung von Wildheit und Grazie. Der civilisirte Mensch wird betroffen, wenn er in seinem Ebenbilde die ungeformte Natur thätig sieht, und wird doch zugleich überrascht durch die reiche Anlage von Bildsamkeit in derselben. Schmerzlich berührt ihn die

*) Eine fünfsaitige kleine Guitarre, deren Saiten mit dem Daumen gestrichen werden.

**) Eine Raschelbüchse aus der hohlen, mit den Samen der *Canna indica* gefüllten Totuma- (*Crescentia Cujele*-) Frucht.

Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. Bd. VIII.

Erkenntniss von seiner Bevorzugung und Einbusse zugleich, — ein Widerspruch, der nicht ins Leben gerufen sein sollte, noch könnte, wenn die Urfülle von Bildsamkeit diejenige vollendete Form durch die Civilisation gefunden hätte, welche sie in ihren Anlagen vorgezeichnet hat.

Plötzlich wechselt die Scene. Das tanzende Knäuel stiebt auseinander und ballt sich unter dem Manghobaume noch dichter, noch wilder gestikulirend wieder zusammen. Ein hergetriebener Stier wurde an den Stamm gefesselt, um am morgenden Tage abgethan zu werden. Der gefesselte Riese lockt die Spott- und Marterlust eines garstigen Negers heraus; mit satanischem Behagen reizt er das widerstandslose Thier zur Wuth; sein plumper, wulstiger Mund verzerrt sich zum schadenfrohen Grinsen; aus dem unheimlich-glühenden, rollenden Auge sprüht die Wollust der Grausamkeit. Zornschnaubend zerrt das gereizte Thier, mit der Stirn hart gegen den Stamm gefesselt, an dem eisenfesten Lazo; doch das muskelstarke Genick liegt ohnmächtig in der Schlinge; blutiger Schaum spritzt aus den aufgerissenen Nüstern; der Schweif peitscht die Weichen; die Hufe reissen die Erde auf. Umsonst; immer tiefer nur zieht die an dem Stamme niedergleitende Schlinge das widerstrebende Haupt zu Boden, und immer wilder nur stachelt und reizt die Menschbestie die bestialische Wuth. Erschöpfung endlich schnürt dem brüllenden, gemarterten Thiere die Kehle zu; röchelnd sinkt es in die Kniee und stösst heiser gurgelnd seine Wuth und Qualen aus.

Je verzweifelter die gefesselte Kraft gegen ihre Ohnmacht anwüthet, je mehr die wüthende Qual das menschliche Erbarmen anruft, desto lauter das Beifalljauchzen und desto raffinirter die Folter des Peinigers. Die gänzliche Erschöpfung, aus welcher kein Zerren, Brennen und Stechen mit Feuer und Eisen mehr aufrüttelt, ist des Thieres Erlösung.

Und mit ungetrübter Fröhlichkeit, in kindlicher Unbefangenheit, kehrt die in grausamer Lust gesättigte Schaar zum unterbrochenen Tanze zurück, als ob sie nicht eben noch ihre Menschenwürde verläugnet habe.

Unausgesetzt nehmen die Lustbarkeiten ihren Fortgang; eine schwere, lüsterne Gluth liegt auf dem erregten Schwarme, wie der Gewittertag auf der versengten Flur, die seines zündenden Blitzes harret. Jede Pantomime, jede Windung und Verchlingung der Glieder ist zur lebendigen Plastik der Empfindung, die Seele zu Fleisch und Bein geworden. Das Getöse murrst und zischt und braust, wie der Wind, der über brennende Savannen fährt, hier die Flammen niederdrückt, dort wieder hell auflodernd in die trockenen Gräser wirft. Kreischen und jubelndes Gewieher bezeichnet nicht die ungebundene Ausgelassenheit jenes Volkes; die leidenschaftliche Erregung rollt

und brandet vielmehr wie der Gischts einer rollenden Sturzwelle fort, und das äussere Gelage gleicht einem aufgestörten Bienenschwarme, der sich in dunstartiger Beweglichkeit summend ducheinanderschlingt, hier auflöst, dort wieder zusammenballt.

So hoch auch die Erregung sich steigern, so stürmisch und rastlos auch die Unruhe durch die Nerven zucken mag, — dennoch treiben die Wogen der Erregung nur durch die Oberfläche, wühlen nicht die Tiefen des Wesens auf. Das innere Gleichgewicht erleidet eine nachhaltige, gewaltsame Störung nur bei ganz besonderen Wechsel und Schicksalsschlägen. Unter der Tropensonne spinnt sich das Gemüthsleben unter geringeren Schwankungen und seltneren Erschütterungen ab, als unter dem nordischen Himmel, wenngleich oder weil dort der Mensch leicht beweglich und vorwiegend sinnlich, hier schwerfällig und tief-innerlich angelegt ist; selbst die äussere, stürmisch und gewaltsam handelnde Pontomine ist nicht immer ein Zeichen von dem Ausbruche innerer Leidenschaftlichkeit. Wer diese Pantomimen und die lebhaften Lebensäusserungen überhaupt scharf beobachtet, findet in ihnen nicht den tiefen Ernst, jenes Licht und jenen Schatten ausgesprochen, wie sie die ungelenkere, unbeweglichere Miene des schwerfälligen Nordens doch unendlich klarer, innerlicher durchleuchten oder durchschatten.

Daher die Dehnbarkeit des Temperamentes; daher der unmittelbar durcheinanderfluthende Wechsel von Extrem zu Extrem; weil das Gemüth nicht erschüttert, nicht aus dem Gleichgewicht gehoben, vermag es, — dessen ein wirklich erschüttertes Gemüth nicht fähig, — umzuspringen, wie die Aprilluft nach allen Richtungen der Windrose. Und so gleitet die Hand mit einer kürzesten Wendung von Dolch und Messer zu liebkosender Umarmung über, eilt das Auge vom Blutdurst zur Liebeslust, wandelt sich in einem und demselben Athemzuge die Bestie zur lachenden Grazie, der Dämon in den Engel um.

Noch eben jauchzte die Mulattendirne dem Wuthgebrülle des gemarterten Stieres zu oder folgte mit gierigem Auge der gegenseitigen Zerfleischung zweier Kampfhähne, — und schon lagert sie, im nächsten Augenblicke darauf, ein Bild der heitersten, nur Genuss und sanfte Regungen sinnenden Ruhe, unter dem dunkellaubigen, duftströmenden Wegegesträuche nieder; über blühende Lantane und Asklepien fällt das zerknitterte Gewand; sie löst das rothe Busentuch und weht der schweissglänzenden Stirne Kühlung zu; halb stützt sich, halb ruht der unter den heissen Athemzügen wiegende Leib. Aus müde-umschleiertem Auge flackert unermüdete Genussbegierde; suchend durchschweift es die Runde; ganzes, vollstes Geben und Verlangen hängt an seinem Blicke; plötzlich aber sprüht es Flammen wildester Erregung, schleudert Hass und Zorn dahin, wohin es eben

seinen freundlichsten Schimmer trug; fest haftet es an einem schwäch-
 tig gewachsenen, schwarzlockigen Mestizen mit fein gewebter Conija
 über der Schulter und zierlich geflochtenen Alpargata's an den
 Füßen; um ein schüchternes hellbraunes Indianermädchen schlingt
 dieser seinen Arm, und einen Becher süßter Chicha drückt er an ihre
 sträubenden Lippen. Geschmeidig, wie das Reh ihrer Berge, entwindet
 sich das braune Mädchen dem umfangenden Arme, — und es
 dämpft sich das dämonische Feuer im Auge der Mulattendirne;
 wieder lehnt sie die üppigen Glieder zurück in die blühenden Kräuter,
 die sie eben noch zornig zwischen den Händen zerrauft. Winkend
 weht sie mit dem Tuche, und zu ihr nieder unter dem duftenden Wege-
 gesträuche gleitet schmeichelnd der gelbblasser, schwächig-gewachsene
 Mestize, drückt den Kopf in den Kleiderwulst ihres Schoosses, und
 die Hand, die nichts mehr weiss von der zusammengeballten Faust,
 wühlt liebkosend in den schwarzen, mit duftigem Oele getränkten
 Locken.

Plötzlich drängt sich ein dichter, kämpfender Menschen-
 knäuel und ein Chaos von schreienden, lärmenden Stimmen über
 den Tanzplan; hier kreischende Flucht, dort wilder Zusammenlauf;
 heulend wälzt sich der kämpfende Ball auf und ab; die Messer
 fliegen aus der Scheide, Knittel sausen, Blut trieft; hier stieben die
 Mädchen und Frauen in wildem Schrecken auseinander und drängen
 sich zitternd, jammernd, weinend und lachend in den sichern
 Versteck; dort aber nimmt ein Haufe von Weibern, geführt von
 einer schäumenden Megäre, der Mulattin, die noch eben im ruhigen
 Genusse ihres Lieblings geschwelgt, Theil an dem Kampfe der
 Männer; sie drängen sich hinein in die geschlossene Phalanx, stei-
 nigen den Frevler an ihrer Empfindsamkeit, tauchen die zerrissenen
 Tücher in das Blut, das von seinen abwehrenden Händen tropft;
 nur die glücklich bewerkstelligte Flucht rettet ihn vor unberechen-
 baren Misshandlungen aus den Händen des Hasses und des Zornes.

Noch murrte das Kampfgetöse einige Minuten, wie ein Echo,
 in den Worten, Geberden und Gemüthern nach; dann, wie gekom-
 men, ist der Sturm verweht. Mädchen und Bursche schliessen wieder
 den lustigen Reigen; unter dem duftenden Wegegesträuche lagert
 wieder in voriger Ruhe, in voriger Genussbegierde die Mulattin mit
 zerfetztem Tuche; die Musikanten streichen die schnarrenden Saiten;
 die lustigen Zecher schlagen und singen fröhlich den Takt; Friede
 herrscht überall; — doch vergessen ist Schuld und Rache nicht;
 die Vergeltung schläft nur, oder lauert auf den rechtzeitigen Augen-
 blick; aber die Stunde duldet keine Einbusse des Genusses; denn
 der Cultus des Cupido ist das Lebensalphabet dieser Augenblicks-
 menschen; das Schlürfen aus seinen Opferschaalen ihr Lebens-
 zweck und Lebensziel.

Zur kühlen Wasserschlucht hinab, um die schwüle Wallung des Blutes zu dämpfen, rauschen durch Weg und Busch erhitze Bacchantinnen mit welken Mienen, trunknen Sinnen, welkenden Flammenblumen im Haar; schon zieht durch das Dämmerdunkel der Leuchtkäfer seine farbig-glühenden Feuerkreise; die Cicaden schrillen, die Wälder tönen, der Thauduft wallt, der geräuschlos kreisende Nachtvogel stösst seine seufzend-ächzenden Klagerufe aus; Stern auf Stern quillt aus der dunklen Bläue auf, und, wie auf Erden durch Luft und Laub und Gras das Spiel der Elateren, so leuchtet durch den dunklen, von Sternenlicht durchflossenen Himmelsraum das feurige Spiel der Meteore. Den ausschwärmenden Sybaritinnen folgen auf leichter Sohle die lauernden Häscher verborgener Freuden, fangen die Flüchtlinge auf halbem Wege ein und leeren die Becher der Lust fern von dem rauschenden Gelage. —

Die Spannkraft des Temperamentes, nur von einem Hebel: dem Genuss getragen, erlahmt nimmer; ein Perpetuum mobile treibt sie den Menschen in ihren Schwingungen auf und ab und hin und her; die Thonarten des Geräusches, die Farben des Bildes wechseln immer unter einer und derselben Triebkraft. So gleitet und schreitet der Mensch unter der Tropensonne übergangslos von der lachenden Lust zu den schwärzesten Gräueln; von den zärtlichsten, wenn auch sinnlichen Regungen zu unerbitterlichem Hass und Rachsucht; aus der heitersten Ruhe und Harmlosigkeit zu leidenschaftlicher Erregung, von den Opferstätten wüstester Gelüste zum Tempel der Gottesverehrung, von Bacchanalien zu den Busspsalmen, von dem Lotterbette des Lasters in den reinen Schooss der heiligen Jungfrau, und wieder aus der Zerknirschung vor dem gegenwärtigen Gotte in der erhabenen Monstranz zum Götzendienste seines goldenen Kalbes; aus der zügellosesten Freiheit und Verleugnung alles Bestehenden in das beengende Ceremoniel, in die Schablone, in die Knechtschaft, in den tollsten Reigen engherzigen Aberglaubens; aus dem Wirbel der Lust und des Geräusches zur einsamen Heerdflamme; von dem überschwänglichsten Stelldichein zur Axt und der nüchternsten Tagesarbeit; von der Trauer zu Trunk und Spiel; von dem lärmenden Spiele zu einem stillen Streifzuge durch den dunklen Wald; aus dem Nachtdunkel und der tiefsten Verlassenheit zurück in den sprühenden Feuerwerkregen und den hellen Fackelschein des Freudenrausches und Lustgelages.

Diese natürliche Spannkraft und Dehnbarkeit des sinnlich durchgährten Gemüthslebens erleidet auch keine Abschwächung durch irgendwelche von aussen einwirkende Einflüsse und gegebene Verhältnisse; nichts hindert die Menschen, in vollen Zügen zu schlürfen, was ihnen Genuss; keine persönliche Abhängigkeit bindet sie; Niemand schreibt ihnen Regeln vor; keine Vorschriften engen ihre Be-

wegungen ein; keine Ungunst des Klimas treibt sie hinter Thor und Riegel, schafft Bedürfnisse, und legt ihnen die bittre Sorge und den Vorbedacht für kommende nahrungslose und wärmeleere Tage auf. Einen Imbiss und einen Zutrink finden sie überall; überall einen Winkel zum Ausstrecken der Glieder; einige Tage Arbeit schaffen die geringfügige Kleidung für lange Zeit; nie entlaubt der Baum, gefriert die Quelle, sterben die Nahrungsträger der Erde ab; der häusliche Verschluss bietet in der bescheidensten Anlage Schutz gegen Sonne und Regen und den Thau der Nacht. Das Gewissen, das religiöse von der Kirche gemachte Gewissen, setzt den Auslassungen des natürlichen Temperamentes keine wesentlichen Schranken; in dem Schmelztiegel der Ohrenbeichte streift es die lästigen Schlacken des Vorwurfes ab und macht als geläutertes Gold immer aufs neue wieder seinen Kreislauf durch Schlacke und Läuterung; zu den Füßen des gefeierten Heiligen brennen geweihte Kerzen und schlürft die Genussbegierde zu gleicher Zeit; wenn über der süßen Frucht der Sünde nur die Wolke des Weihrauches schwebt, dann sind Götter und Menschen zugleich zufrieden und versöhnt. Natur, Kirche und Verhältnisse, sie alle treten zusammen, um eine Kette sorgloser Lebenstage von dem ersten bis zum letzten Lebenstage aneinanderzureihen.

Daher wird die immer auf den Sinnen schwimmende Seele dieser Augenblicksmenschen nie in feindlichen Gegensatz getrieben zu Glaube, Gewissen, Gesetz, Sitte, Würde und Schicklichkeit; Gedanke und Handlung verstossen nie gegen Grundsätze; Grundsätze überhaupt sind unter solchen Voraussetzungen ganz luftige Theorien, und der Regulator des Gewissens ist das äussere Gesetz, die Form. Denn nach echt orientalischer Anschauung glaubt auch der Occidentale und der aus dem Orient nach dem Occident verpflanzte schwarze Mensch unter dem römischen Hirtenstab mit der äussern Werkheiligung, der äusseren Gesetzerfüllung dem unsichtbaren Autokraten-Gotte genug gethan, dem Zuchtmeister Jehovah den geforderten Frohn vollständig geleistet zu haben. Nach Ableistung dieser Pflichten folgt dann die Einlösung der Rechte, der Lohn für die Arbeit. Mit der feinen Sonde der Moral stellt die durch Dienst erkaufte Freiheit keine Untersuchungen und Uebungen an; keine empfindliche Gewissenswage wägt aus dem Buchstaben den Geist ab. Keine Deutung und keine Auslassung verletzt; nichts ist anstössig, nichts unstatthaft; der Naturalismus herrscht absolut unter der Form, unter der Hülle angeborenen und anerzogenen gefälligen Benehmens; ihm stellt sich keine moralisirende Empfindsamkeit störend in den Weg, noch hat heuchlerische Prüderie über ihn Gewalt gewonnen. Die Bildung und der gesellschaftliche Rang stellt sich unter die Vormundschaft der Etiquette, der grosse Rohteig in dem Gährbottig des Volkes aber duldet und anerkennt keine Bevormundung. Selten

nur versteckt die Maske des Vorurtheils oder der Scheu und des Zartgefühls die wirklichen Züge des Gesichts; nach dem Oben der Gesellschaft etwas spröder und befangener, nach dem Unten derselben ohne Zurückhaltung, lüftet der Naturalismus immer und überall den Schleier, wenn die Genussbegierde sein Gesicht, seine Blößen begehrt.

Die Menschenseele nimmt ihre Stimmungen und Färbungen aus der sinnlich-wahrnehmbaren Welt, denn nur aus Vorstellungen webt sie ihr traumartiges Dasein, und Vorstellungen schafft nur das sinnliche Auge. Diese sinnlich-wahrnehmbare Welt, d. h. die Naturerscheinungen, die unter der Tropensonne eingehen zu dem inneren Menschen, müssen diesen nach ihrer Farbe und ihren Stimmungen prägen, Lehre und Erziehung modifizieren die elementaren Vorstellungen; sie versöhnen und vermählen sogar Natur und Geist in ihrer höchsten und letzten Consequenz; aber die Grundfärbung und Grundstimmung der Vorstellungsempfängnis wandeln sie dennoch nicht um.

Auch die Religionen, die Sitten- und Glaubenslehren, welche die Racen, Völker und Individuen empfangen und in sich aufnehmen, entfalten sich und wachsen nur der Wurzel und dem Wildling angemessen, auf welche sie aufgepropft sind; sie werden, wenn auch von einem Baume geschnitten, dennoch die abweichendsten Früchte reifen. Wie anders doch die Auffassung und die Erscheinung des Christenthumes in den zwei grossen Wurzeln der Völkerfamilien, in den semitischen und in den arischen Völkern! Ja, wie anders die Ausprägung und Ausgabe einer und derselben Glaubens- und Sittenlehre unter den verschiedenen Volksfamilien eines Urstammes! Wie mächtig ist die Menschenprägung durch die Natur, dass sie die Menschenprägung durch die Lehre und Erziehung umwandelt nach ihrer Stimmung und Färbung und die Einheit des Gedankens auflöst in eine Vielheit von Gedankenstrahlungen. So wird, was dem einen Volke Sitte und Gesetz, dem andern zur Unsitte, zur Gesetzlosigkeit; was unter dem einen Himmelskreise Zügellosigkeit, unter dem andern Zwanglosigkeit und erlaubte Lebensäusserung; was hier Regel und Grundsatz, dort Barbarei und Zwecklosigkeit. Die Welt liegt in dem eigenen Auge; je kürzer, beschränkter sein Gesichtskreis, desto kleiner und kleinlicher, enger und mangelhafter die Welt, d. h. der Mensch; je weiter, freier, umfassender der Blick, desto grösser, vollkommener, den Schöpfer ehrender und ihm entsprechender sein Geschöpf, dem Gotte ähnlicher das Gottesebenbild.

Die Uebertragung seiner eigenen Schicklichkeitsgefühle und der Ansprüche des eigenen Zartgefühls auf den Anderen, wie es dem Menschen von Erziehung und Bildung nahe liegt, ist unangebracht und zwecklos dem unbeschnittenen Naturalismus gegenüber, denn

hier ist für jene Rücksicht und jenes Bedürfniss durchaus kein Verständniss vorhanden. Daher hat die sittliche Entrüstung dort auch gar keine Berechtigung, wenigstens ist ihre Aufwallung fruchtlos; denn, wo das Bewusstsein einer Schuld fehlt, da ist im Grunde keine Schuld. In diesem Zustande der Naturwüchsigkeit gränzt Glück und Elend hart aneinander; denn glücklich ist der Mensch, der sich leicht und unbefangen von der kurzen Welle des Lebens tragen lässt; aber elend, der niemals ihre Tiefen ergründet; — glücklich der Mensch, der den Zweck seines Daseins mit helleren und frischeren Augen, als mit der Brille Schopenhauerscher Philosophie betrachtet; aber elend, der sich über den Daseinszweck überhaupt gar keine Rechenschaft ablegt; — glücklich endlich, der das Ziel des Lebens nicht zu weit und zu hoch über alle menschliche Leistungs- und Fassungskraft hinaussteckt; aber elend, der ohne alles Ziel umhertreibt. So ist das Menschenleben unter der Tropensonne ein Gemisch von Glück und Einbusse, von Genuss und Verzicht zugleich.

Jedoch, mögen nun genug der Scenen und Bilder, genug der Strahlungen der Menschenseele an unserem Auge vorübergegangen sein. Nach aller jener zuckenden Unruhe verlangt der an geordnetes Denken gewohnte Mensch nach Ruhe und Sammlung, sein überreiztes Gemüth aus dem Chaos der Stimmungen zu einem Einklange der Stimmungen zurück. Der beobachtende Gast sucht die Stille der Natur auf; ein schmaler Pfad führt durch dunkellaubige, tief-schattige Kakaopflanzungen an den murmelnden Waldbach, aus welchem ein künstliches Wassernetz tränkend über die Wurzeln der ununterbrochen Früchte reifenden Bäume geleitet wird. Unter der breit auseinandergezweigten Laubkrone eines sogenannten Cederbaumes füllt der Bach ein rundliches Becken mit durchsichtig klarem Wasser aus. Die Kunst mit allen ihren Genien und Hilfsmitteln vermag kaum ein verlockenderes Bad zu schaffen, als die Naturwerkstätte der Tropenerde mit ihren anmuthigen, üppigen, nimmer welkenden Reizen. Aber über diesem Bade, in welchem die fremden Herren des Landes und Eigenthümer des Bodens seit nun schon langen Zeiten ihr in der Tropensonne heiss gewordenen Blut gekühlt, schwebt und mischt sich mit den Reizen der Natur noch der Zauber der Sage; das leicht flüsternde Fiederlaub des Cederbaumes erzählt von dem ersten Blassgesichte, das unter seinem Schatten geruht, als um ihn her noch dichter Urwald seine Schatten breitete; — von den Kindern der Sonne, welche die Gastfreiheit und dargebrachten Opfergaben des huldigenden braunen Mannes mit der Schneide des Schwerdtes vergolten; — von dem Würgengel der blanken Conquistadorenhure und der dehmüthigen Religion der Liebe; — oder von dem schwanen-

weissen Frauennacken aus Castilien's Burgen und Sevilla's Gärten, den im lauschigen Bade die kühle Welle umschlungen; oder von den Sklavenhänden, welche, in ferner Sonne schwarz gebrannt, die Urwaldriesen einer fremden Erde zu Boden gestreckt und den ersten Kakaobaum aus seinem wilden Gehege in das veredelnde Gartenland gepflanzt, unter dessen tränkenden Quellen und züchtender Hütung er ohne Aufhören gold- und silberschwere Früchte reift.

Hier sind die stolzen Wappen, die ihre Kronen und Machtsymbole in das Blut geschlachteter Völker tauchten; die Throne zerschlagen, welche sich, wie schillernde Pilze, reich und kräftig sosen aus dem Verwesungshumus der braunen Menschenleiche; und über den schwanenweissen Nacken aus Sevilla's Gärten und Castiliens Burgen hauchte das schwarze und braune Sklavengesicht rächend seinen dunklen Schatten, — zum Fluche und Verderben der Kinder und Kindeskinde bis auf den heutigen Tag und noch viele ungezählte Tage hinaus.

In das Flüstern des Cederbaumes mischt sich ein eigenthümlicher Ton; räthselhaft berührt er das Ohr, — wieder und wieder gleitet er traumartig durch die dunklen Laubengänge der Kakao-pflanzung. Langsam nähert er sich; aber ungewiss und deutungslos, aus geheimnissvoller Quelle; deutlicher klingt er aus; — es ist in der That ein Menschenlaut, aber ein Laut, der sich aus einer Seele verloren, durch den Schatten irrend, die Seele wiedersucht, die ihn geboren. Das Gebüsch thut sich fast geräuschlos auseinander, wie dem Winke einer unsichtbaren Macht gehorchend; ein rother Streif schimmert durch das Laub, der Streif wird zu einem Frauengewande, aus dem Gewande reckt sich eine Gestalt empor, und starr, glanzlosbrennend, von lachender Wuth getragen, bohrt sich das Auge unheimlich in den Blick des Fremden ein.

Erschütterndes Bild! Wahnsinn starrt aus den Augen, den Zügen, der ganzen Erscheinung; er schuf jenen räthselhaften, verloren-irrenden Ton, der die Seele nicht wiederfindet, aus der er entflo. Die hohe, dürre, ausgereckte Gestalt mit schwarzbraunem Gesichte scheint in den Boden gewurzelt; das grauweisse Haar liegt wie ein verworrenes Knäuel auf dem Kopfe; dunkle Blätter und leuchtende Blumen hängen lose in diesem Haarwulste; schillernde Käfer, die darin versponnen, setzen es in eine zitternde Bewegung, wie dürres Zittergras um das geschwärzte Gestein schattenloser Einöden flirrt. Blusenartig hängt das schmutzig-rothe, zerfetzte Kattungewand von der einen Schulter bis zum Knöchel herab; der Gurt einer langen Messerscheide schürzt es um die Hüften zusammen; die andre Schulter hat alle Hülle abgeworfen; die Füße sind unbeschuht, schmutzig, zerrissen. Die eine Hand trägt einen langen Stab, länger, als das Weib gross ist, und die andre Hand umkrallt

eine jener zahllosen kleineren Nattern, die das Gebüsch durchschleichen; das Reptil ringelt sich, halb erstickt und in Todesangst, um den nackten Arm. Immer noch unbeweglich ausgereckt steht die Gestalt; die alten, tief gefurchten Züge verharren regungslos wie in Stein gemeisselt; das scharf-sinnlich geprägte Gesicht trägt eine in ihrem Ausbruch erstarrte Mischung von Schreck und Entschlossenheit, Begierde, Hass und Wuth; die Augenhöhle liegt tief eingedrückt, einem erloschenen Krater gleich, unter dessen gefrorener Schlacke noch die Lava glüht.

Unter den Völkern niederer und unterster Kulturstufe ist Wahnsinn eine seltne Erscheinung; aber so selten, so erschütternd ist ihr Eindruck, während sie unter den in der Zucht der Civilisation aufgewachsenen Völkern alle Charakter-Merkmale der Gesellschaft, deren Schooss sie erzeugt, an sich trägt: — die tiefe Zerklüftung, Zerrissenheit, Zerfahrenheit des geistigen Wesens, die Mischung von Glanz und Elend, tiefster Abspannung und heisser Ueberspannung, das verummte Spiel der Verstellungs-, Vorurtheils- und aller Balancirkünste des grossen Carnevals auf dem Markt des Lebens, die tiefen Störungen der auf schiefer Ebene gegen einander streitenden Gegensätze, die Entäusserung der Mutterrechte der Natur und den ganzen Gährungsprozess der Hyperkultur und Barbarei; — bringt sie unter jenen Völkern die Entfesselung der ungezügelten und herrschenden Natur in ihrer höchsten Ausschreitung und ihrem ganzen Gewichte erschütternd zum Ausbruche. Dort in dem Schoosse der modernen Gesellschaft ist der Anblick des Wahnsinns bejammernswürdig, unendlich niederdrückend und — — schlägt in dem eigenen betrachtenden Ich nur zu unheimlich-verwandte, beunruhigend-wiederhallende Klänge und Stimmungen an; hier, in dem nackten Naturalismus ist er eine groteske Erscheinung, gleicht er einem plötzlich losgelösten, unaufhaltsam niederrollenden, allen Widerstand zermalmenden Lavinensturze, dem jählings hinrasenden, Laub in Asche wandelnden Prairienbrande; es ist eine Kyklopenfaust, die das Werk des Schöpfers packt und in die Nacht des Todes schleudert. Selten nur sind physische Störungen, — wohl nie das langsam ätzende Gift socialer Missstände, fressender Kummer und Gram und nackte Noth die Ursachen des Wahnsinns, sondern gewaltsame Gemütherschütterungen: jäh, plötzlicher Schreck, niederschmetternde Furcht, Excesse der Rachsucht und Liebe, und die gewaltsam aufgewühlten Leidenschaften der ungebändigten Natur führen den Ausbruch plötzlich herbei.

Der Blödsinn, welchen man häufiger findet, als Wahnsinn, hat mit seelischen Affecten nichts gemein; der Cretin bringt seine Krankheit oder die Anlage dazu entweder als Mitgift der Geburt mit in's Leben, oder sie entsteht in Folge organischer Störungen durch

schlechte Ernährung, Vernachlässigung der Kindespflege, als Erbschaft von Eltern oder Voreltern oder steht in Verbindung mit anderen physischen Missbildungen, wie Kropf u. s. w.; ihn schuf die Psyche nicht.

Wie die Entstehungsart, ist auch das äussere Gepräge des Wahnsinns; der gewaltsame Vorgang, der das Bewusstsein umschleierte, ist mit ehernen Griffeln in das Angesicht geschrieben; die Psyche erstarrte in der Miene; keine convulsivisch, ruhelos in chaotischem Wirrsal durcheinanderzuckende Beweglichkeit der Muskel- und Gedankenfiber, wie sie die vielköpfige Hydra der modernen Gesellschaft den Ausgestossenen als Merkmal auf die Stirne drückt, verwischt das im Gusse des Affektes erstarrte Bild.

Um den Eindruck zu beobachten, welcher die Erscheinung des Wahnsinns auf den natürlichen Menschen macht, wie das leichtlebige, aus allem Blut gemischte, durch jeden Anstoss leicht bewegte, in wilder Freiheit aufgewachsene Volk das vom Menschen getragene tiefste Elend behandeln, etwa misshandeln möge, eilt der Fremde aus seiner eigenthümlichen Lage der Wahnsinnigen vorauf, nachdem sie, wie sie gekommen, mit demselben eintönigen, singenden Laute wieder in dem Gebüsch verschwunden ist. Sie erscheint, wie unter dem stillen Cederbaume so hier auf dem lauten Vergnügungsplatze. Doch man darf in dem wilden und halbwilden, dem im Naturalismus gebundenen Menschen keine zarte Regung und Empfänglichkeit für das Ungewöhnliche, für die erhabenen Charakterzüge, für die zarten Klangfarben der Schöpfungserscheinungen voraussetzen, wie sie der in der Civilisation verzärtelte und feiner organisirte Mensch empfängnisvoll in sich aufnimmt; ein nach unserem Sinne Ergriffensein des Gemüthes von äusseren Eindrücken kennt er nicht. Es nahm das versammelte Volk so wenig Beachtung von der Unglücklichen, wie diese von der Welt um sie her; es machte sich aber auch nirgends cynische Misshandlung oder rohe Verspottung breit; überall nur schweigsames, selbst rücksichtsvolles Ausweichen; hier einige scheue Blicke oder ein leichtes Achselzucken, dort ein mitleidiges oder gleichgültiges Wort oder das alberne Grinsen eines Negers; kurz, die Theilnahme, die der Gegenstand erweckte, zeigte sich mehr in scheuer Zurückhaltung und in gleichzeitigem oder mitleidsvollem Ausweichen als in Furcht, Verhöhnung und Misshandlung, den gewöhnlichen Eindrucksäusserungen der rohen Menge der civilisirten Welt. Dem Naturmenschen ist das Aussergewöhnliche gleichgültig oder es imponirt ihm; der Culturmensch auf Markt und Gassen verlacht oder verachtet das Aussergewöhnliche, wenn es ihn nicht die Wucht des Uebergewichtes empfinden lässt; jener betrachtet mit religiöser oder abergläubischer Scheu, was dieser mit dem Besen der profanen Weltklugheit als altes Gerümpel aus dem Wege kehrt.

So der Mensch unter der Tropensonne in Lust, in Leidenschaft; der ganze Gluthauch seiner Lebensatmosphäre athmet aus seiner Seele; schäumende Wellen — und doch wechselnde, heitere Ruhe; Sturm — und doch schwankungslose Gleichmässigkeit liegt auf ihrem Spiegel; denn Sturm und Wellen treiben nur die Oberfläche und stören daher nicht das Gleichgewicht, die Gleichmässigkeit, die Ruhe des Grundes und des allgemeinen Stimmungsniveau's. Betrachten wir nun die Kehrseite der Medaille, hinter dem Gepränge der Lust und Leidenschaft das Bild von Tod und Grab. In Gegensätzen bewegt sich das menschliche Dasein auf und ab; die entgegengesetztesten Laute und Aeusserungen geben uns den Schlüssel zu dem wahren Verschlusse des Wesens. Nur der durchgeistigte Mensch giebt diesen Schlüssel nicht fort; er hat anscheinend die Gegensätze aufgelöst; aber unter dem Hauche des Geistes stirbt auch der Elementarmensch, das natürliche, das offen gelegte Wesen ab; die Ueberwindung der Natur gönnt der Psyche keine Freiheit und keine Offenbarung mehr, — das spähende Auge lauscht vergeblich ihrem Fluge nach, bis endlich in der höchsten Potenz der Vergeistigung, in der gänzlichen Entbindung des Geistes aus der Natur auch die Materie fällt und nur noch Geist im Geiste bleibt.

Der Uebergang von der untersten zu dieser höchsten Potenz, von dem durch die Natur gebundenen zu dem gänzlich aus der Natur entbundenen Geiste muss ein unendlich schrofferer, oder durch unbekannte Zwischenstufen vermittelter sein, als dort, wo die Durchgeistigung schon eingesprungen, eine theilweise Lösung schon begonnen hat. So muss denn die Lebensäusserung des Naturalismus, getragen überdiess noch von der einflussreichen, wirkungsmächtigen Kraft der umgebenden Naturerscheinungen in einem ganz anderen Grade sinnlich gefärbt, seelisch bewegt, masslos treibend, glühend verzehrend, schrankenlos fluthend sich freimachen, als in dem durchgeistigten Wesen, das überdiess nur von einer mässig einflussreichen und trüg wirkamen, die innere Gestaltung nicht berührenden und bewegenden äusserlichen Kraft getragen wird. Es muss denn auch der Aeusserung des einen Wesens dem andern Wesen unbekannt und unverständlich bleiben; wollte sich aber das Unverständniss über Unverständenes zu Gericht setzen, so könnte nur Selbstbetrug das Resultat seines Erkenntnisses sein. Hier leiten andere Kräfte und Triebe, wie dort, und jede subjective Anschauung ist das Product einer besonderen Kraft, anders dort, wie hier.

Unser Planet trägt ausser dem Menschen keinen andern beseelten Organismus, der eine ihm gleiche Elasticität aller verliehenen Kräfte zeigt; keiner ist so, wie er, geeignet und mit weisem Bedachte angelegt, die entgegengesetztesten physischen Einflüsse zu ertragen, wie die entgegengesetztesten seelischen Schwingungen in sich aufzunehmen,

fortzupflanzen, umzustimmen und auszugleichen. Jedoch, so elastisch der Mensch auch überall, wo die Erde die Schläge seines Herzens vernimmt, so verschieden ist doch, je nach dem Drucke auch diese Elasticität, seine Resonanz gebaut, welche den Stimmungsanschlag der umgebenden Kräfte in ihm und aus ihm wiederhallen lässt. Anders tönt sie, wo nur matte, dumpfe, schwingungsarme Laute auf sie fallen, als da, wo ein heiss-glühender Lebensodem alle Saiten in die volltönendste, klangfarbenreichste Schwingung treibt. Anders denkt, fühlt, handelt und begehrt der Mensch in der Schneehöhle arktischer Regionen, als unter dem Palmendache der Tropensonne; unter den unbeständigen, unwirschen, farblosen Naturerscheinungen der gemässigten Breiten, als unter der wechsellosen Gleichförmigkeit und dauernd heiteren Ruhe der Naturerscheinungen innerhalb der Sonnenwende.

Uns, innerhalb der gemässigten Zone, ist der Wechsel der Erscheinungen so alltäglich und gewöhnlich, dass uns dieser Wechsel Gesetz und Regel geworden für alle unsere Vorstellungen, Einrichtungen und unsere innere Stimmungswelt; unter unserer Sonne ist kaum ein Tag wie der andere; eine Jahreszeit verdrängt die andere; eine überwältigte Kraft weicht der neuen, bald wieder überwältigten Kraft; jede Jahreszeit selbst durchläuft wiederum ihre eigenen Phasen mit jedem Wochen- und Mondwechsel; die Unbeständigkeit des Klima's gestattet nicht einmal einen Witterungsschluss vom Vormittag auf den Nachmittag, jeden Sonnenstrahl schlürfen wir ein mit der Begierde eines Dürstenden, weil wir das Bewusstsein in uns tragen, dass der nächste Augenblick ihn uns schon wieder entziehen kann. Ja, selbst das unvergängliche Gestirn am Himmel, unsere Tagsonne, steht bald leuchtend und glühend am Himmel über unserm Scheitel, bald streift es bleich, kalt und glanzlos im tief geneigten Sehwinkel kaum noch unsere abgestorbenen Fluren. Wir sind also wohl angelegt, die verschiedenartigsten, wechselndsten Eindrücke zu uns eingehen zu lassen; ob sie auch unsere Sinne einschläfern und die Psyche frostig anhauchen, wir sind mit ihnen vertraut geworden, und selbst aus den gedämpften Klangfarben können sich Melodien ablösen, die wir lieben und nach welchen wir unsere eigene Tonkala stimmen. Der Wechsel der Dinge ist unsere schwere, dicke, aber eigenthümliche Lebensluft.

Wie anders der Mensch unter der Tropensonne! Jeder Wechsel überrascht ihn, reisst ihn aus Regel und Gewohnheit seiner Vorstellungen, seiner Stimmungswelt; denn über seinem Scheitel wandelt und wechselt das Gestirn weder sein Licht, seine Gluth, noch kaum merklich seinen Glanz; der eine Tag kehrt wieder, wie der andere war; die Jahresperioden, erhöhter und verminderter Saft und Kraftzufluss gehen und folgen einander ohne wesentliche Abweichun-

gen, übergangslos; die grossartige Gleichförmigkeit der Naturerscheinungen schafft keinen Wechsel der Eindrücke, haucht die Psyche immer heiter, warm und gleichmässig an; nur durch kurze Intervallen verdichtet sich die dunstlose, durchsichtige Atmosphäre und hemmt den freien Durchgang des Blickes durch den Raum, der sonst nie dem Auge das rollende Weltall entzieht, seinen Zusammenhang mit ihm niemals scheidet und loslöst; aber auch diese Perioden des Witterungswechsels tragen wiederum in sich ihre ihnen eigenthümliche Gleichförmigkeit; täglich ruht das Auge auf Blatt, Blüthe und Frucht, den Wahrzeichen unversiechbarer Fruchtbarkeit und Lebensfülle; der ewige Sommer seiner Erde wiegt den Menschen ein in sorglose Sicherheit, fröhliche Zuversicht, leichte Lebenslust und ungetrübten Genuss des Augenblicks.

Fast könnte ein solcher Anblick der Tropenschöpfung die Frage nahe legen, ob denn das organische Leben daselbst in aller seiner Fülle und beständigen Kraftäusserung eine ewige Dauer habe? Ob die Natur, oder — um auch mit theologischen Zungen zu reden — die Sünde dort nicht die Geissel des Todes schuf? Eitle Frage, — denn in jener wechsellosen und anscheinend unvergänglichen organischen Lebenskraft und Fülle hausen Tod und Vergänglichkeit in stürmischer, unersättlicher Hast. Endlos zieht 'der Heerwurm der Vernichtung über das Leben hin; überall und immer schreitet die Vergänglichkeit mit Riesenschritten aus; nur ein ewiges Verschlingen und Wiedergebären ist die rastlose Arbeit der Tropennatur. Aber die Zerstörung arbeitet unter dem permanenten Verlaufe der Neubildung; um die stürmische, unersättliche Vernichtung und Vergänglichkeit hüllt der dauernde Bestand, das im ewigen Werden wechsellos bestehende den Mantel der Unvergänglichkeit; der überschwängliche, nie ruhende Ersatz des abgängigen Stoffes macht Hinfall und Tod den Sinnen gar nicht wahrnehmbar. Unter ihrer wandellosen Jugend versteckt die ewig schaffende, sich ewig in Blüthe und Frucht kleidende Natur das Altern und Absterben ihrer Schöpfungen; sie entzieht dem Auge des Menschen den Anblick der Ruhe, der Erschöpfung, der Erstarrung, der Verwesung durch die sie durchdringende und ihr innerstes Wesen umhüllende Lebensfülle und Erscheinungsbeständigkeit. Ihre äussere wandellose Erscheinung nur, nicht aber ihr inneres unsichtbares Wirken und Weben geht zu den Sinnen und dem Bewusstsein des Menschen ein und spiegelt sich in seiner Seele wieder. —

Wir treten ein in die Stadt, die an den Fuss der Cordillere lehnt; der Gebirgsstrom durchrauscht das warme Thal, üppiges Grün und unversiegar-schwellende Frucht breitet sich über seine fruchtbaren Ufer; in der überschwänglichen Fülle des Lichts wiegen Palmen ihre mächtigen Kronen; glühender Farbenduft umkleidet alle Gestalten

der Erde; das schillernde Gefieder der Psittaceen streicht durch den heissen Duft der Lüfte, und aus den flammend-rothen Blumen der Erythrinenbäume nascht schwebend der funkelnde Kolibri und der stahlblau-schillernde Schmetterling den süssen Honigseim. Hinüber über den rauschenden Strom, wo die einsame Hütte hinter bergenden Schilfgräsern eingebettet liegt in den weichen Ufersmaragd, jauchzt der braune Conuquéro seinen Morgen- und Abendgruss; ein rothes Tuch, welches das schlanke Chamamädchen von dem Busen löst, wehet und winkt den jauchzenden Gruss über die schäumenden Wellen zurück, und leicht trägt es der unbeschuhete Fuss den gewundenen Pfad zur Schlucht hinab, wo unter dem Schatten des Brodfruchtbaumes die nie erstarrende silberne Quelle sprudelt und wo es die Calebasse mit frischem, klarem Wasser füllt. Unter nickenden Farn und flüsternden Schirmblattpflanzen steht das Mädchen und schaut dem braunen Burschen nach, der die Feldfrüchte auf belastetem Thiere feilbietet in den Strassen der Stadt; festliche Gewänder schimmern und prangen in dem glühend-leuchtenden Abendstrahl; geschmückte Frauen und weiss gekleidete Männer, Reiter und Fussgänger drängen zu dem allabendlichen Corso, welchen keine Jahreszeit von Strassen und Plätzen und aus dem leicht-luftigen, sommerlich-schmückenden Kleide scheucht. Das Messglöcklein klingt zu den Bergen hinan und ruft zu den Häusern hinein, wo zwischen blühenden Stauden und Ziergesträuchen in offener, luftiger Galerie träumerisch die Hängematte schaukelt. Im schweren Prachtgewande und das edel geformte Gesicht vom seidenen Shawl umschlungen, schreitet in stolzer Haltung die Señora durch das Kirchenportal; vor den Stufen des Altars rauscht sie auf den Teppich nieder, welchen die schwarze Magd zu ihren Füßen ausgebreitet. Und drüben und hüben, um Hütte und Stadt und allüberall lacht es aus Himmel und Erde in das Menschenauge, und das Menschenauge lacht zurück in die lachende Welt; leicht hebt sich der Flug der Gedanken über den fröhlichen Schimmer, und nie zieht ihn die schwere, leere Bettlerfaust der licht- und farblosen, der kalten, fruchtlosen Oede aus seinen leichten Bahnen nieder.

Da klimmt ein schwarz-gekleideter Reiter auf keuchendem Maulthiere den gewundenen Pfad zur Hütte hinan, — und in den Strassen der Stadt weicht der muntre Corso scheu einem schallenden Glöcklein aus. Hier liegt das Volk auf den Knien vor dem heiligen Sakramente, das der Priester unter purpurrothem, goldumfranzten Schirmbaldachine der letzten Noth zur Tröstung bringt; dort unter dem Palmenstrohdache harret des schwarzen Reiters ein vom Tode angehauchter Mensch, der bange nach der letzten Oelung lechzt. Dort: hinter den flüsternden Farren und Schilfgräsern, hier: unter dem flammend-rothen Erythrinenbaum schwirrt plötzlich aus der

wechsellosen Himmelsbläue, der wandellosen Gegenwart der scharfe Pfeil des Todes nieder; der Wechsel der Dinge wirft plötzlich die Maske der Unvergänglichkeit, des ewigen Bestandes ab.

Roma's Krieger und Germania's freie Mannen bargen entsetzt das Angesicht unter das Schild, wenn die Sonne am hellen Tag zu schwinden drohte; — Kinder und Weiber aber einer andern Zeit betrachten dasselbe Phänomen mit neugierigen Augen, und Zwerge und Schwächlinge gar lächeln ob der Furcht der alten Hünen. So ruhig und gleichgültig wohl betrachtet ein Volk den Wechsel der Dinge, das täglich an diesen Anblick gewöhnt worden, wie auch der Mensch, dessen durchgeistigte Seele über das Sinnen- und Augenblicksleben emporgetragen ist. Aber unter jener wechsellos-gleichförmigen Erscheinungswelt und der Alleinherrschaft des Naturalismus ist auch eine stärker angelegte Kraft nicht gewappnet gegen das plötzliche Verschwinden der Sonne am hellen Tag, gegen das Doppelgewicht des Wechsels und der Unwandelbarkeit, gegen die plötzliche Entlarvung der Vergänglichkeit aus dem ewigen Bestande der Dinge.

Unmerklich, wie die Stunden und Tage um das Sonnenjahr, kreisen auch durch die periodenlose Zeit periodenlos die Lebensjahre um das unverrückbare ewige Heute. Plötzlich Stillstand und Vernichtung, wo nichts die Gedanken und Betrachtungen auf die Vergänglichkeit hinleitete! Unter diesem plötzlichen Umsturze der Gewohnheit, von Regel und Gesetz wird das Gleichgewicht gänzlich erschüttert, und Unsicherheit lähmt den Schritt, der sonst schwankungslos seinen Weg gegangen. Das Gemüth wird aus allen Fugen gehoben, das immer durch seine Sorglosigkeit sorgfältig gehütet war vor allen Schwankungen, und weder nach aussen, noch nach innen findet es Halt, Zuflucht und Rettung, da es niemals seine Kräfte durch Uebung und Anstrengung gestählt, niemals gelernt hat, aus gestörtem Gleichgewichte das Gleichgewicht zurückzuführen. Zitternd, aufgescheucht aus seiner gleichförmigen Ruhe und Heiterkeit, heimathlos flattert der Gedanke umher in der fremden Sphäre zertrümmerter Vorstellungen, wie ein aus dem Lichtstrahlenbündel in das Dunkel verirrter einzelner Strahl keine Ruhe gewinnt. Die Seele erstickt in ihrer eignen Gluth, — der Geist schlug keine Brücken über ihre verzehrende Gewalt. Der Schmerz wird von der Furie der Verzweiflung fortgerissen; jede Hülle wirft er in Fetzen von sich und zeigt sich in jener scheu- und schamlosen Blösse, welche dem durchgeistigten Menschen Abscheu einflösst. Die Brandfackel fiel in das dürre Steppengras, sie zündete und — — — Flamme, Gluth, Asche; — darauf der Thau einer Nacht, ein löschender, durchfruchtender Strom aus mitleidiger Wolke, — und die Gräser keimen wieder, und die Aschendecke von gestern schmückt sich heute

mit Laub und Blumen. Die ewig kreisende Neugeburt, das im ewigen Wechseln und Werden wechsellos Bestehende schüttet lachende Blumen als Bahrtuch auf die Verwesung; das hinfallende, absterbende Geschöpf versinkt wahrnehmlos in den Schooss der rastlos schaffenden Schöpfung; ihre hellen Laute schlagen hell an die Sinne, ihre ewige Jugend lacht sich schmeichelnd ein in das Menschenauge; und der treibende und getriebene Augenblicksmensch denkt unter dem Blumenschosse nicht mehr des Schosses, der ewig verschlingt; das Gedächtniss und der Gedanke sind Kinder der Seele, die ihre Farben und Stimmungen aus der Aussenwelt trinkt, die nicht hinabsteigt in die Tiefen des Geistes, aber hinauf und hinausflattert zu den Sinnen, durch welche die wechsellose Aussenwelt wieder ihr wandellooses Bild in ihren geglätteten Spiegel wirft. Ewiges Leben umgiebt sie, nimmt sie aus der Umgebung in ihr Bewusstsein auf; sie vergisst, dass das sinnliche Organ, das sie trägt, sterben muss; aus keiner Erscheinung tritt der Tod mahnend an sie heran; er schwingt nicht unausgesetzt und über alles Leben seine sichtbare Sense; man sieht kaum eine abgestorbene Pflanze, einen kahlen Baum; und wenn er ruht, und er eingetreten ist in eine Periode des Sommerschlafes, fallen doch die alten Blätter nicht eher von ihm ab, als er wieder eingekleidet steht in seinem neuen Laub- oder Blüthenschmuck. So kehrt auch das Gemüth unter den beständigen, gleichförmigen Eindrücken der Aussenwelt wieder aus allen Erschütterungen in das schwankungslose Gleichgewicht zurück, und sieht sich, wenn es aus seinem Todesschlaf oder Todestraume erwacht, bereits wieder eingekleidet in das neue fröhliche Lebensgrün.

Aber nicht in der Stadt, nicht unter dem Palmenstrohdache kann der sterbende Mensch in Stille und Ruhe sein Auge schliessen; der Grund, der alle Vorstellungen, alle Gewohnheiten, allen Zusammenhang des Lebens getragen, ist eingestürzt; die Verzweiflung schreit durch das Sterbezimmer, und der Reiz des Aussergewöhnlichen ergreift den leicht beweglichen Sinnenmenschen und füllt die Räume des Schreckens mit Neugierigen und Unterhaltungsstüchtigen an. Das Haus, welches der Priester mit den Sterbesacramenten betreten, ist von der Stunde an in eine mystische Sphäre gerückt. Die ganze Umgebung wird in dieselbe hineingelockt mit dem Gefallen an das wollüstige Grauen vor dem unbekannten Aussergewöhnlichen, wie es die Kinder überkommt, wenn sie Gespenster an die Wand malen und sich doch fürchten. Aber über den engsten Kreis der Betroffenen geht die Mittrauer, die Mitleidenschaft nicht hinaus; der natürliche Mensch lebt nur dem Augenblicke, der ihn selbst trägt und hält, sieht nur den Abgrund, vor welchem er selber steht, nimmt nur den Wechsel der Dinge wahr, der ihm in das eigne Auge starrt. Was kümmert sich der immergrüne Wald um den

einen Baum, ob er lebt, ob er stirbt, und dieser wächst und blüht oder ruht unbekümmert um das Treiben seiner Nachbarn um ihn her. Der Wegfall eines Menschen ist wie der Hinfall eines Blattes von dem Baume; nur der Stiel allein, an dem es gesessen, weiss von seinem Hinfalle.

Die Sammlung und Tröstung in sich selber liegt dem Vermögen und der Vorstellung des Menschen fern, der immer nur aus sich heraus, nie in sich hinein gegangen ist, dessen Seele nur auf den Sinnen schwimmt, nicht die Zucht des Geistes kennen gelernt hat. Aufruhr ist das Signal des Augenblicks, — und dieser Aufruhr soll fortstürmen, auch wenn die Kraft des Leidtragenden unter seiner Aufreibung erschöpft ist; er wird ein Tribut an den Augenblick und an den Tod, dessen plötzliche Erscheinung ihn hervorrief; er wird ein Opfer für den Todten, Form, Ceremonie, Ritus der Trauer um den Todten. Die Ruhe, die stille in sich gehende Trauer, die einsame, stille ergebungsvolle Hingebung und Tröstung ist verpönt als Kürzung der Naturrechte, als Schmälerung des Tributes und Opfers, als Fälschung der Ceremonie und des Ritus; denn jede Mässigung steht dem sinnlichen, extravaganten Temperamente gegensätzlich entgegen. Thränen und Klagen und Aufruhr der Leiden-schaften lassen sich aber nicht immer gebieten, und der Schmerz, der am tiefsten wühlt, leistet der richtenden und observirenden Welt meistens den geringsten Gehorsam. Die Form und Etiquette, die zur Sitte geworden, verlangen aber Gehorsam; so muss denn das Uhrwerk der gemachten Klagen und ritualen Gebete aufgezogen werden durch gedungene Klageweiber und lebendige Gebetmaschinen. Das äussere Werk soll gethan sein, — gleichviel, ob durch eigne oder fremde Kraft.

Drei Mächte sind es, die den Menschen bestimmen und beherrschen: Natur, Religion und Wissenschaft; die Kunst ist eine Tochter dieser Freiheit. Unter jenen tropischen Völkerschaften ist die Wissenschaft (das Wissen, die Kenntniss) ein Besitz nur eng geschlossener Kreise; die Menge steht allein unter der Herrschaft der Natur und Religion, d. h. der Kirche. Diese, die Kirche, tritt den Spuren der Natur nach, tritt sie weiter aus; die Natur ist eine Schranke gegen den Geist: die Kirche will diese Schranke und wirft sie auf gegen den Geist; sie will für ihr Regime Sinnen- und Gefühlsmenschen; sie will nur Seelen, nicht Geist, — dem Geist die Seelen abgewinnen. Daher geht sie ein inniges Bündniss, trotz ihres Glaubenskrieges gegen den natürlichen Menschen, mit dem natürlichen Menschen, dem Naturalismus ein. Wie die Aussenwelt ihr wechsellos heitres, lachendes Bild durch die Sinne in die Seele wirft und die Seele nur ein Wiederhall der natürlichen Anklänge ist, so hält auch sie, die Kirche, ihren Einzug in die Seele mit sinnlichem

Gepränge, sinnlichen Festen, sinnlichen Freuden und Stimmungsbildern und unversiegbaren, alle Schrecken und Flecken überwuchernden Tröstungen. Aber nicht ungestüm legt sie ihr heilendes Pflaster auf die geöffneten Wunden; sie geht mit ihren sich in's Herz schmeichelnden Tröstungen parallel den allmählig umstimmenden und Asche in Blatt und Blumen wandelnden Einflüsterungen der umgebenden, ewig jugendheitren Naturerscheinungen; sie vermeidet den Conflict, die Mischung ungleichartiger Elemente, um widerstandslos feste Wurzel zu schlagen. Der Tod, der Wechsel der Dinge, bricht herein mit seiner Störung des schwankungslosen Gleichgewichtes; die Fackel des Aufbruches lodert hinein in die Gegenwarts-Sekunde: — und die Kirche wirft in diese Sekunde den Seelenbrand des Fegefeuers; — die Gluth des Aufbruches wirft ruhelos ihre sengenden, züngelnden Flammen umher: — und die Kirche zieht das Menschenherz in die verzehrende, ruhelose Mitleidenschaft der übersinnlichen Flammenläuterung, der Seelenpurification hinein; die Gluth ver Raucht: — und die Kirche lässt aufgehen die Sonne der Glorification; in Gras und Blumen kleidet sich die Asche: — und allen Sinnen öffnet die Kirche ihre Blumenfeste und die Himmel alle, die sie zählen mag.

Nur das Mutterherz, obgleich oder weil von dem mächtigsten und unbezwinglichsten Naturtriebe geleitet, trotzt, wenn es aus Wunden blutet, der Blumennarbe, welche alle bloss gelegten Wunden in rastloser Hast leicht und gefällig überwuchert; denn seine, aus der Natur allein geborenen Triebe und Kräfte gleichen, vom Aufbruch ergriffen, jenen uneindämmbaren Kräften der Natur, die, ihrer Fessel enthoben, keiner Hand sich fügen, alles Leben, das sie erfassen, mit der Wurzel aus dem Boden reißen. Da muss denn für dasselbe ein eigner, unmittelbar wirkender Balsam erfunden und gefunden, und direkt zur Unterbindung der unvernarbenden Schlagader geschritten werden. Wenn der Tod den kleinen Liebling geküsst hat, dann kommt die Kirche mit allen Jubelchören und dem ganzen strahlenden Bilderschmucke der sinnlichen Vorstellungen, lässt die Freude der seligen Geister wiederhallen auf Erden, dringt mit dem betäubenden Jauchzen der Fiedel und Clarinette, der Cimbeln und Pauken in das wehklagende Mutterherz: — denn, so ruft sie aus, im Himmel ist Freude über den eingegangenen, von Sünde freien Engel, drum soll auch Freude auf Erden sein und ganz besonders in Dir, Du Mutterherz! Lustige Weisen klingen durch die Strassen, Flinten krachen, Raketen ziehen freudeprühende Feuerkreise durch den hellen Sonnenschein, Burschen jagen und treiben wild erregt hin und her, Mädchen lachen und scherzen und schon hebt sich der Fuss zum fröhlichen Tanze. „Wohl ein Hochzeitszug?“ — „Un angel, un angelito!“ antwortet der jubelnde Bursche und schleu-

dert zischende Raketen in die Luft. Ja wohl, einem Engel geziemt kein Trauergeleit! Im strahlenden Geschmeide schwebe er auf zur Himmelskönigin! Mutter, Perlen her und blinkenden Flitter, geschwind, freue Dich Deiner Berufung und Auserwählung, kleide Deinen kalten, blassen Liebling in ein zierliches Festgewand! Und die steifen Glieder werden in eine anmuthige Form verrenkt, der starre Leib wird in ein Tüllkleidchen, in himmelblaue und rosenrothe Schleifen und Bänder gezwängt, lachende Rosen umkränzen die Schläfen und ein Paar Flüglein heben sich zum Fluge auf: -- so, auf einen Sessel gebunden und fröhlich von einem Manne hinweggetragen, sieh, Mutter, Dein Kind jauchzend in den Himmel eingehen als Engel, — jauchzend in die Erde verschüttet! — Welch herrliche Ingredienzen zu einer Schminke für chinesische Kindermorde, und welchen Absatz möchte diese Schminke nicht finden auf Markt und Gassen der grossen, civilisirten Welt, wo aber der Cynismus der Vernunft oder die geistige Zucht Kirche und Natur vergiftet.

Nach der Bestattung des Verstorbenen hebt das Todtenopfer der Vigilien an; wie demselben eine zwiefache Bedeutung zu Grunde liegt, eine natürliche und eine übernatürliche, so strebt es auch diese zwiefache Wirkung an; die erstere soll aus dem Aufruhr des Gemüthes zum Frieden, die zweite aus den Schlacken zur Läuterung des Abgeschiedenen hinüberleiten. Es verlangt und hascht die aus ihrem Sinnenleben gewaltsam gehobene Seele unter ihren Angstzuckungen zurück nach der vorigen, unentbehrlichen Genusssättigung; hin und hergeworfen ist sie zwischen der Scylla neu aufgewirbelter und der Charybdis alter, unveräusserlicher Empfindungen; neben der Furcht und dem Grauen schießt sie nach dem Genusse. Die Klage- und Gebetraserei vermählt sich mit den Orgien verirrter Lust und Lüste; das Opfer auf dem Tische des Todes wird zum leckeren Festmahl; Messen, Rosenkranz und Vigilien zu Gunsten der Seelenpurification verwandeln sich in eine Bacchanalie des Sinnengenusses.

Die Todeskunde ruft aus Nähe und Ferne die ganze Bekanntschaft und Vetterschaft in das Trauerhaus; überall zeigt sich eine Bereitwilligkeit, dem Rufe der Vigilien zu folgen, welche der freudigen Zustimmung zu einer hochzeitlichen Zusammenkunft gleicht. Wollte man aus dieser Bereitwilligkeit auf Lust und Liebe zu religiösen Exercitien schliessen, dann gingen diese Tugenden allerdings ruhmgekrönt unter dem Volke der Tropensonne einher. Aber der Ruf zu den Vigilien, in das Trauerhaus, trägt denselben Schall, wie der Ruf in das Haus der Freudenfeste.

Auf der Hütte Schwelle im Schatten des Manghobaumes harret im Schmucke und Festgewande das schlanke Chamamädchen ungeduldig des braunen Conuquero. Er kommt. Seine breiten Schultern umhüllt festlich das weisse Faltenhemde, im Arme liegt die

kleine Gitarre und rhythmisch-monoton streift der Daumen über die schnarrenden Seiten. Von der Schwelle zieht er das Mädchen empor oder setzt sich kosend zu ihr nieder und umgirt es mit seinen schönsten Canconcito's. Vor der Thüre und in der Hütte wogt geräuschvoll durcheinander die versammelte Menge der Vigiliengäste. Chichakrug und Branntweinflasche machen die Runde, in der Küche lodert fröhlich die Heerdflamme, auf der Kohlengluth röstet die Banane und die Arepa, brät der Schweinespeck und die Ziegenlende, brodelt der Cacao und die süsse Aguamiel. Monoton wälzt sich, wie die kreischende Walze, der Guttural und Fistelgesang, immer um dieselbe Melodie und dieselben Strophen; immer wieder intonirt dieselbe nälend-wimmernde Stimme, immer wieder fällt der Chor kreischend ein in dieselbe Litanei. Draussen auf dem freien Plan trinkt der weiche Nachthauch würzige Düfte aus weissen Orangenblumen, und weisser Sternenschimmer gleitet über den dunkellaubigen Manghobaum; und die würzige Luft und der Sternenschimmer, welche den monotonen Vigiliengesang durch die Stille der Nacht hintragen, lauschen der Minne fröhlichem Spiel und tragen von Auge zu Auge, von Mund zu Munde der Blicke und des Odems verlangende Gluth.

Grenzenlos ist die Elastizität des Temperamentes unter jenem Himmel, mit demselben Athemzuge schürt sie die Flamme des Todtenopfers und die Flammen der Sinnenlust; Melodie und Rhythmus bringt sie in das Doppeltgesicht und den Zwiegesang der Sühn- und Freudenopfer; mit leichtem Fluge schwingt sie sich von Cultus zu Cultus und flechtet in das Gebet und das Gesetz, in die Form und den Zwang die Feuerlilien schrankenloser Freiheit, und windet in den Rosenkranz der Doctrina christiana romana die Rosen alle, die auf Erden blühen.

Nach neun Vigilien hat der erschütterte Boden wieder Halt und Festigkeit gewonnen; das immaterielle Wesen jenseits fand die übernatürliche Läuterung, die haltlos umherirrende Seele diesseits fand das ungestörte Gleichgewicht wieder, und aus wüstem Traume erwacht, treibt sie auf leichten Schwingen von Farbenduft zu Farbenduft, von einem zum andern Stimmungsklang. Freilich leerten sich Haus, Hof, Stall, Garten und Feld, Ziegen, Schweine und Hühner füllten die Küche mit Wohlgeruch, und der Baarvorrath an Geld fand willige Aufnahme in der Branntweinschenke. Jedoch, vielleicht reiften die guten Werke aus der Tabula rasa, die sie ausgebreitet, bereits eine andre Frucht; vielleicht spannen die Vigilien aus dem Todtenhemde den Brautschleier; vielleicht mag die untere Hälfte der Trauerkerzen dem Hymengotte als Festfackel leuchten.

Wie der Tod, so das Grab. Auf niedriger Bahre schwankt ein schwarz verhangener Sarg durch die Strassen der Stadt; unend-

lich langsam und schwerfällig bewegt sich der lange Zug der Priester in dem weibischen, schwarzen Gewande mit einem Gesange, der eher an jedes andere Geräusch, als an den melodischen Klang der Menschenstimme, an das Requiem des Entschlafenen erinnert. Der vornehme, reiche Mann wird zur Gruft getragen. So schleppend, so gemacht, so pomphaft und feierlich, und doch so kunstlos und unnatürlich ist der Gang zum Grabe dargestellt. An jeder Ecke und noch in der Mitte der Strassen hält der Zug wiederholt an, und endlos spielt sich die öffentliche Comödie ab; und mit den Zuschauern zugleich vergnügen sich die Acteurs; nichts weiss das Herz von dem was Mund und Hand verrichten. Aber die zur Sitte gewordene Etiquette fordert Gehorsam; die Natur verlangt ihren Tribut, und der Mechanismus hat ihn in Form gebracht. Wie der Baum aus dem Walde geschleift wird unter dem Lärm der Träger und Treiber, so steigt der Mensch in die Gruft unter dem lärmenden Uhrwerke der ritualen Klagen, Formen und Gebete; und still und spurlos zerfällt er in Asche, wie der Baum unter den Flammen verschwindet. Sobald die Gestalt des Schreckens geschwunden, der Schatten aus der Zeitminute gewichen, Gras gewachsen ist über die Asche, — taucht auch die Seele wieder in das Vergessen und das Geniessen unter, und der neue Tag geht auf, wie der vorige war, gleichförmig ruhig und heiter, heute, wie gestern, wie morgen, wie alle Tage.

Und über der Hütte Schwelle traben zwei dunkelfarbige Männer mit einem langen Bretterkasten auf dem Kopfe weiter über den holprigen Weg; in dem Kasten liegt unverdeckt ein tochter Mensch. Der geringe, der arme und farbige Mann wird zur Gruft getragen. An der Dorfschenke schliesst sich ein kleines Gefolge von Frauen und Männern in demselben Trabe den Trägern an. Sie halten still an einer Grube, die eben flach ausgeworfen wird von zwei anderen Freunden des Trauerhauses. Sie heissen, hutschwenkend, den kommenden Gast willkommen; für ihn antwortet und dankt Einer des Gefolges mit der Brantweinflasche. Die Erde schliesst sich wieder, — ein Nachtreger bedeckt sie mit üppigem Laube, und verfallen und vergessen ist das Blättchen vom Baume der Menschheit, das, ein flüchtiger Augenblicksgedanke in Fleisch und Blut, von dem nächsten Augenblicksgedanken in immer einer und derselben gleichen Erscheinung überwuchert ist.

So Tod und Grab unter der Tropensonne. Aus ewiger Verwesung treibt die Schöpfung ewigen Lenzessaft, unter ewiger drangvoller, ungestümer Neugeburt verbirgt sie das ewige Schwinden und Vergehen; so deckt auch die periodenlose Zeit, der wandellose Augenblicksgenuss Tod und Grab, Vergangenes und Vergessenes sichtbar, spurlos, lückenlos. Beide, das Leben und das Grab, nebeneinander hergehend, haben keinen Raum nebeneinander, nur Raum

übereinander; beide, nicht lösbar von einander, scheiden sich ewig feindselig, doch wahrnehmlos von einander ab.

Hinweg denn so weit, wie möglich, so versteckt und so vergessen es sein kann, mit dem schneidenden Gegensatze aus der schwankungslosen Augenblicksexistenz, mit dem Denkmale der Vergänglichkeit aus der Gegenwartsbeständigkeit! Ungesagt und ungepflegt, wild, wie der wilde Boden rings umher, ohne äussern Schmuck und Abzeichen sei die Wohnung der Todten; und wo die geängstigste Ehrerbietung und die Entlastung der Verpflichtung ein Gedächtnisszeichen aufstellen mag, — es hält die Gegenwart nicht fest an dem Vergangenen, es tritt das Grab nicht ferner in das Leben hinein, das Leben zum Grabe hin, und bald ist die zu dem Vergangenen leitende Spur wieder verwischt aus der Gegenwart. Der Tod und der Baumeister seiner Wohnungen ist der einzige Besuch auf der Schädelstätte.

Campo santo nennt man die Heimath der Gräber; aber sie ist ein heiliger Acker, wie das Allerheiligste Jehovah's für immer durch einen Vorhang den Blicken der Sterblichen entzogen; ist, wie Jehovah's Angesicht, das nur dräuet und schrecket, nicht liebevoll und freundlich zu sich winkt. Heilig ist der Acker, aber nur Denen, die ihre sterbliche Hülle in ihm abgeworfen, und der Gottheit, die das unsterbliche Theil zu sich genommen. Denen aber, die noch vor seiner Pforte stehen, liegt er verschlossen, wie der grosse, allgemeine Campo santo verborgen liegt unter der ewigen grünen Lebensdecke der Natur.

Was soll auch die Seele, welche die ewige Mahnung der Vergänglichkeit nicht vernimmt, den Schnee auf Rosen nicht kennt, die durch kein rothes Laub, das über die Erde rauscht, an den Wechsel der Dinge, durch keinen Frühlingskeim, der aus nackter Erde dringt, an neue Zeit und an neues Leben erinnert wird, auf den Hügeln weilen, die in einer fremden Sprache zu ihr reden, zu denen sie in keiner wechselseitigen Beziehung und Mittheilung, keinem Verständnisse steht? Die Kränze, die sie um das Leben schlingt, das Gold, das sie aus der Sonne trinkt, die Düfte, die ihr zuströmen aus dem Aether: — hat der Campo santo nicht. Sie will lachende Farben, gleichmässige, heitre Stimmungsbilder; der Campo santo aber trägt ein strenges, ernstes, mahnendes Gesicht; ihr Flug kreist durch die Gegenwart, um die greifbaren Augenblicksgestalten; jener aber ist das Symbol der Vergangenheit, der beständigen Wandlung des Augenblickes, und er führt den Flug der Gedanken mit heftigen Schwankungen zu Ruinen hinunter und hinauf zu übersinnlichen, unfassbaren Gestalten.

III.

Der australische Overland-Telegraph. Der Roper Fluss und Maria Island. Das britisch-australische Cabel.

Mitgetheilt von Henry Greffrath.

Unser Jahrhundert ist reich an grossen Unternehmungen. Auch das jugendliche Australien legt Zeugniß davon ab. Wir brauchen nur an die nunmehr vollendete Eisenbahn zu erinnern, welche von Sydney, Colonie Neu-Süd-Wales, auslaufend, über die Blue Mountains nach Bathurst führt, — eine wahrhaft riesige Arbeit. Ein nicht minder grossartiges Werk repräsentirt sich in dem am 22sten August 1872 beendigten Overland-Telegraphen von Port Augusta, Colonie Süd-Australien, mitten durch den unbekannten australischen Continent, nach Port Darwin, Nord-Australien, in der Länge von 1,794 englischen Meilen. War es auch schon vor neun Jahren dem berühmten, vor drei Jahren verstorbenen John Mc. Douall Stuart unter grossen Schwierigkeiten endlich gelungen, Australien, von Süd nach Nord und zurück, zum ersten Male zu durchreisen, so war doch damit nichts weiter bekannt geworden, als was eben jene Reise-route darbot, während Alles zur Rechten und zur Linken davon terra incognita blieb.

Es soll unsere Aufgabe sein, im Nachfolgenden zunächst die Geschichte des australischen Overland-Telegraphen zu erzählen.

Es war im März 1870, als in Australien die Nachricht eintraf, dass die Telegraph Construction and Maintenance Company in London damit umgehe, ein Cabel zwischen Singapore und Normanton legen zu lassen. Letzteres ist ein junges Städtchen mit, nach der Zählung vom 1. September 1871, erst 110 Einwohnern, an der Mündung des in den Gulf of Carpentaria einlaufenden Flusses Norman, im Norden der Colonie Queensland. Der Vorstand obiger Compagnie, Captain Sherard Osborne, richtete ein vom 22. Januar 1870 datirtes Schreiben an den Gouverneur von Süd-Australien, Sir James Ferguson, ihn ersuchend, die Regierung seiner Colonie wolle, für den Fall, dass Port Darwin als Zwischenstation gewählt werde, die Gesellschaft in ihrem Unternehmen möglichst unterstützen.

Die Colonie Süd-Australien hat, wie bekannt ist, vor etlichen Jahren am Port Darwin eine Filial-Colonie gegründet, und hatte

eben deshalb ein besonderes Interesse, dass das, Australien mit Europa verbindende Cabel dort einliefe. So antwortete denn das damalige Ministerium, unter Mr. Strangways als Premier, umgehend, dass man, mit ausserordentlichem Vergnügen, der Compagnie in jeder Beziehung entgegenkommen würde, und deutete gleichzeitig an, wie man eventuell auch bereit wäre, dem Parlamente eine Vorlage zu machen, welche die Herstellung eines Overland-Telegraphen von Port Augusta, an der Spitze des Spencer Gulf, nach Port Darwin bezweckte, entweder auf eigene Kosten oder unter Garantirung einer bestimmten Rente.

Darauf hin ward Commander Noel Osborne von London delegirt und traf im April in Adelaide ein. Verhandlungen zwischen ihm und Mr. Charles Todd, dem General-Postmeister und Telegraphendirector der Colonie Süd-Australien, wurden sofort eingeleitet, und am 18. April legte letzterer der Regierung ein Memorial vor, in welchem die vielfachen Vortheile eines Overland-Telegraphen auseinander gesetzt waren und die Gesamtkosten auf L. 120,000 geschätzt wurden. Es kam eine Einigung, vorbehaltlich einiger Punkte, die noch der Bestätigung in London bedurften, dahin zu Stande, dass Port Darwin, anstatt Normanton, den Endpunkt des Cabels bilden solle, wogegen sich die südaustralische Regierung verpflichtete, den Landtelegraphen bis zu Ende des Jahres 1871 fertig zu stellen.

Eine Vorlage in diesem Sinne ward am 16. Juni vom Parlamente angenommen, und als später die British-Australian Telegraph Company, welche sich von der Telegraph Construction and Maintenance Company mit einem Capitale von L. 600,000 abgezweigt hatte, den Zusatz von verschiedenen bindenden Clauseln verlangte, wurde die Regierung im October vom Parlamente ermächtigt, den Contract dahin zu modificiren und zum Abschlusse zu bringen.

Durch das plötzliche Dazwischentreten der Colonie Süd-Australien scheiterten also die Verhandlungen Queensland's, welche einem günstigen Abschlusse schon so nahe waren, und es darf daher nicht befremden, wenn die Erbitterung über das nachträgliche Fehlschlagen dort gross war und es auch noch heute ist. Queensland glaubte umso mehr seines Erfolges sicher zu sein, als es mit aller Energie damit beschäftigt war, von Cardwell, einem Städtchen in spe an der Ostküste mit 96 Einwohnern, nach Normanton telegraphische Communication einzurichten. Da nun Cardwell bereits mit Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, telegraphisch verbunden war, so war damit vom Gulf of Carpentaria aus ein telegraphischer Connex mit allen australischen Colonien, ausgenommen West-Australien, in's Leben gerufen.

Mr. Charles Todd, unter dessen Controlle das grosse Werk, zu dem er die Vaterschaft vertritt und in welches er seine ganze Ehre

setzte, gestellt ward, verlor keine Zeit. So weit die nöthigen Materialien in Süd-Australien und den anderen Colonien angekauft werden konnten, geschah es, während für den übrigen Bedarf Aufträge nach England abgingen. Schon zu Anfang Juli wurden Offerten wegen Einrichtung des Overland-Telegraphen, dessen Länge man damals auf 1700 englische Meilen berechnete, eingefordert. Der Contract für die Northern Territory-Sectionen, bis $19\frac{1}{2}^{\circ}$ S. Br. reichend und 500 Miles lang, fiel an die Herren Darwent and Dalwood in Adelaide. Dieselben verpflichteten sich, die ersten 250 Miles für L. 60 und den Rest für L. 89 pro Mile, oder das Ganze für L. 37,250 herzustellen. Betreffend die übrigen 1200 Miles, so ward zwar das Angebot des Mr. John Rounsevell, d. i. L. 38 pro Mile für die ersten 400, L. 53 pro Mile für die zweiten 400, und L. 76.10 s. für die letzten 400 Miles, acceptirt, kam aber dann nicht zur Unterzeichnung und Gültigkeit. Vielmehr beschloss die Regierung, die Centralsectionen von ihren eigenen Ingenieuren ausführen zu lassen, und vereinbarte im September mit Mr. E. M. Bagot einen Contract, dem gemäss dieser die ersten 512 Miles von Port Augusta aufwärts übernahm.

Am 28. Juli ward Mr. John Ross, ein bewährter Bushman, begleitet von dem Feldmesser Mr. Harvey und sieben Mann, von Beltana aus, einer nördlich von Port Augusta bei Mount Margaret gelegenen Schafstation des Honorable Mr. Thomas Elder, deren Verwalter Mr. Ross bis dahin war, den Norden hinauf beordert, um die Richtung der Telegraphenlinie auf der Länge von 400 Miles zu bestimmen und abzustecken.

Drei Wochen später, am 20. August, verliess das Dampfschiff Omeo Port Adelaide, welches die Herren Darwent und Dalwood gechartert hatten, um 75 Mann, darunter acht Feldmesser und Verwaltungsbeamte, nach Port Darwin, von wo ab ihre Thätigkeit beginnen sollte, überzuführen. Mr. Paqualin hatte die Oberleitung, während von Seiten der südaustralischen Regierung Mr. W. Mc. Minn an erster und Mr. Burton an zweiter Stelle als controllirende Beamte beigegeben waren. Der Dampfer traf, nachdem er in Brisbane, Colonie Queensland, noch Vieh u. s. w. eingenommen hatte, schon am 9. September in Port Darwin ein. Am 15. September wurde daselbst der erste Telegraphenpfahl von Miss Douglas, der Tochter des Government-Resident der jungen Ansiedlung um Port Darwin, unter üblicher Feierlichkeit und allgemeinem Jubel eingesetzt.

Die mittlere Strecke von $19\frac{1}{2}^{\circ}$ bis 27° S. Br., welche, wie bereits angegeben, die Regierung selber ausführen lassen wollte, ward in fünf Sectionen abgetheilt und wurden dieselben einzeln unter die Oberaufsicht der Herren Knuckey, G. Mc. Minn, Mills,

Woods und Harvey gestellt. Sie hatten ein Personal von 200 Mann unter sich, und dazu 800 Pferde und Ochsen, und 100 Kameele zur Verfügung. Da die Ausrüstung mit aller Energie betrieben ward, so konnten drei Partien schon am 29. August, und die beiden andern am 5. September die Reise in das Innere antreten. Die südlichste der fünf Sectionen, dem Mr. Knuckey übergeben, wurde Ende December erreicht, und die Operationen begannen dort sofort. Dagegen traten für das weitere Fortkommen sehr grosse Schwierigkeiten in den Weg, und die Mac Donnell Ranges, ein zerklüftetes und jähes Gebirge, wo man im Februar 1871 anlangte, schienen anfänglich völlig unpassirbar, bis es endlich den Herren Woods und Mills gelang, eine Passage aufzufinden. Mr. Harvey, welchem die oberste Section zugefallen war, traf daselbst erst im Mai 1871 ein.

Mr. Bagot war auf seiner südlichen Linie nicht minder rührig, und am 1. October wurde in Port Augusta der erste Telegraphenpfahl gesetzt. Mr. Bagot hatte seine 512 Miles lange Strecke in zwei Sectionen getheilt, von denen die eine unter Mr. B. H. Babbage und die andere unter Mr. W. H. Abbott stand.

Bis zum Juli liefen von allen Sectionen nur günstige Nachrichten ein, und Mr. Charles Todd war sanguinisch genug, die Fertigstellung des Telegraphen bis zum 31. December als unzweifelhaft anzunehmen. Da traf, zum allgemeinen Erstaunen und Unwillen der Bewohner von Adelaide, am 8. Juli der Schooner *Gulnare* von Port Darwin in Port Adelaide ein und brachte den Regierungsbevollmächtigten Mr. W. Mc. Minn und 52 Mann, also den grösseren Theil der Darwent and Dalwood-Expedition, zurück. Mr. Mc. Minn hatte am 3. Mai den Contract der Unternehmer für null und nichtig erklärt, angeblich, weil das von ihnen engagirte Personal und die Mittel, welche ihnen zur Verfügung standen, nicht ausreichten, und auch keine Aussicht auf adäquate Verstärkung vorhanden wäre, um die übernommenen Arbeiten bis zum stipulirten Termine zu beendigen. Ob diese Gründe stichhaltig sind und das rasche summarische Verfahren des Regierungsbevollmächtigten rechtfertigen, wird eine Klage auf Entschädigung, welche die Herren Darwent und Dalwood beim Obergerichte in Adelaide gegen die südaustralische Regierung erhoben und die dort nächstens zum Austrage gelangen wird, erweisen. So viel scheint festzustehen, dass, wenn gleich das Personal der Aufgabe auch nicht völlig gewachsen war, doch Mr. Mc. Minn, welcher selber sich ohne Erfolg um den Contract bemüht hatte, von vornherein eine sehr animose Gesinnung gegen die Unternehmer zeigte. Die Herren Darwent und Dalwood hatten gleich zu Anfang auf solch ein mögliches Verhältniss hingewiesen und gegen die Ernennung des Mr. Mc. Minn protestirt, allein die Regierung war nicht darauf eingegangen.

Leider fiel diese Unterbrechung der Arbeiten in den Anfang der trocknen Jahreszeit, die also nun völlig unbenutzt vorüber ging.

Mr. Paqualin hatte bis zum 3. Mai auf der Strecke von 225 Miles Pfähle errichtet, und auf 129 Miles, von Port Darwin aus südlich, den Telegraphendraht gezogen. Mr. Burton, der oben erwähnte zweite Regierungsbevollmächtigte, war in Port Darwin geblieben und hatte aus der Darwent and Dalwood Gesellschaft die brauchbarsten Kräfte engagirt und zurückbehalten, und wenn gleich er mit denselben noch andere Arbeiter vereinigte, so brachte er es doch nur auf ein Corps von nicht mehr als 36 Mann. Allein er war auch mit Materialien und Transportmitteln zu schlecht und zu schwach versehen, als dass sich vor Ankunft der von Adelaide zu erwartenden Supplementirung viel hätte ausrichten lassen.

Unter solchen zerfahrenen Verhältnissen blieb der südaustralischen Regierung natürlich nichts weiter übrig, als die Ausführung der Arbeiten von Port Darwin ab ebenfalls schleunigst in eigene Hand zu nehmen. Keine Kosten und keine Mühen wurden gespart, um eine in jeder Beziehung lebensfähige Expedition auszurüsten. Eine ausgesuchte Mannschaft ward engagirt, Schiffe wurden in den benachbarten Colonien geschartert, um Schlacht- und Zugvieh aus Neu-Süd-Wales und Queensland nach Port Darwin zu transportiren, und Mr. R. D. Ross ward nach Sydney geschickt, um den Ankauf und die Einschiffung von Pferden und Rindvieh daselbst zu überwachen.

Die ganze Expedition wurde unter die Oberaufsicht des Mr. R. C. Patterson gestellt, eines eben so befähigten als energischen Regierungsfeldmessers, welchem für den Fall, dass er den Telegraphen auf der nördlichen Abtheilung bis zu Ende des Jahres 1871 oder doch zu Anfang des nächsten Jahres fertig bringe, ein ansehnlicher Gewinn zugesichert ward. Allein durch einen grossen Fehler, welchen die Regierung dadurch beging, dass sie den Roper River, welcher in den Gulf of Carpentaria mündet, völlig ignorirte, wurde die Ausführung der Aufgabe in der stipulirten Zeit von vornherein zur Unmöglichkeit. Repräsentationen von Seiten Personen, welche mit dem Northern Territory wohl bekannt waren, sowie die dringendsten Vorstellungen des Mr. Charles Todd und des Mr. Patterson, den Roper River zur Operationsbasis für die unteren Sectionen in der Northern Territory-Telegraphenlinie zu bestimmen, scheiterten an dem Eigensinn des damaligen Premier- und Finanzministers, Mr. John Hart. Viele der späteren Schwierigkeiten und Unfälle würden sonst nicht zu Tage gekommen sein, und die Vollendung des Telegraphen bis zu Ende 1871 wäre höchst wahrscheinlich gelungen.

Als Mr. Patterson am 25. August auf dem Dampfer Omeo mit seinem Personal in Port Darwin einlief, befahl ihm ein Missgeschick nach dem andern.

Anstatt Zugvieh und Wagen für den Transport der Materialien u. s. w. im Inneren vorzufinden, hatte Mr. Burton, in der gewissen Annahme, dass der Roper River zur zukünftigen Operationsbasis würde gewählt werden, Alles, was er besass, nach dem Catherine River abgehen lassen. Als dann später die in Neu-Süd-Wales mit Pferden, Ochsen u. s. w. befrachteten Schiffe nachfolgten, ergab sich, dass wenigstens auf den Schiffen „Antipodes“ und „Laju“ (mit „Golden Fleece“ und „Himalaya“ traf hernach besseres Vieh ein) eine bedeutende Anzahl Ochsen, aus Mangel an Wasser und wegen schlechten Futters, zum Theil auch in Folge des zu hohen Alters, während der Seereise gestorben waren. Und unter den gelandeten Thieren befand sich der bei weitem grössere Theil in einem so kläglichen Zustande, dass sie entweder bald nach der Landung crepirten oder doch für schwere Frachten durch wegelose Gegenden sich als ziemlich unbrauchbar erwiesen.

Gleich bei seiner Ankunft in Port Darwin vertheilte Mr. Patterson die ihm übertragene Aufgabe auf vier Sectionen von je 110 Miles. Mr. Burton, wohl der tüchtigste Ingenieur am Overland-Telegraphen, übernahm Nr. 1, d. i. die südlichste Section, und verliess mit seiner Mannschaft am 8. September Port Darwin. No. 2 fiel an Mr. Mc. Lachlan, an dessen Stelle später Mr. Mitchell trat, und begab sich derselbe am 30. September auf seine Abtheilung. No. 3 stand unter Mr. Rutt, der am 8. October von Port Darwin abging. Aus Mangel an Transportmitteln musste dagegen die nördlichste Section einstweilen ganz ausser Acht gelassen werden.

Aber der Transport konnte nur mit grosser Langsamkeit vorwärts gebracht werden und repräsentirte nichts weiter, als eine Kette von Unfällen — ausserordentliche Dürre, Mangel an Wasser, zerbrochene Wagen, Ochsen und Pferde todt oder zum Fortkommen untauglich u. s. w. Unter solchen traurigen Verhältnissen hielt es Mr. Patterson, zu seinem grossen Leidwesen, für geboten, sich zunächst auf die drei oberen Sectionen, also mit Ausschluss von No. 1, zu beschränken, und zu versuchen, wenigstens auf diesen bis Ende 1871 den Draht zu spannen. Die übrig bleibende Lücke musste dann von Courieren beritten werden. Mr. Burton, welcher sich mit Mühe hundert Miles fortbewegt hatte, erhielt also in diesem Sinne Instructionen.

Am 5. October hatte Mr. Patterson den Schooner *Guinare*, welcher ihm als Küstenfahrer zur Disposition gestellt war, mit einem Cargo von 220 Tonnen, bestehend aus Rationen und Materialien, von Port Darwin nach dem Roper River abgeschickt, um dort, der grösseren Nähe wegen, an der Telegraphenlinie ein Ergänzungs-Depôt für die Sectionen einzurichten. Allein schon nach vier Tagen lief die Nachricht ein, dass der Schooner nördlich von Vernon Island

gestrandet sei, und obgleich es gelang, mit Hilfe des herbeigerufenen Schiffes Bengal einen Theil der Fracht zu löschen und dadurch den Gulnare wieder flott zu machen und nach Port Darwin zurückzubringen, so musste doch letzterer für völlig seeuntüchtig erklärt werden. Es ward nun einstweilen der Bengal, für den Preis von L. 400 pro Monat, geschartert, um an Stelle des Gulnare zu treten.

Die Hiobsposten, welche von den vorrückenden Gesellschaften unaufhörlich einliefen, veranlassten Mr. Patterson zu einer weiteren Aenderung seines Planes. Er telegraphirte am 21. October an Mr. Mc. Lachlan, Mr. Burton durch einen Boten zu informieren, nicht weiter vorzurücken, sondern die Arbeiten zu beginnen, wo er sich gerade befände. Allein Mr. Mc. Lachlan war nicht in der Lage, die Botschaft an ihre Adresse zu befördern, und so setzte Mr. Burton unter ausserordentlichen Schwierigkeiten und nutzloser Anstrengung die Reise fort.

Mit Bangigkeit sah Mr. Patterson dem Eintritte der nassen Jahreszeit entgegen, denn es war ihm bekannt, dass in den vier Monaten December, Januar, Februar und März des Vorjahres nicht weniger als $52\frac{3}{4}$ Zoll Regenwasser gefallen waren. Träte nun schon im nächsten December ein ebenso heftiger Regenfall ein, so hätte damit jede Verbindung mit Port Darwin aufgehört, und die Expedition, deren Lebensmittel bei weitem nicht auf Monate ausreichten, wäre der grössten Gefahr ausgesetzt gewesen, sofern nicht am Roper River ein Depôt errichtet wurde, aus dem sie verproviantirt werden konnte.

Unter solchen Umständen sah sich Mr. Patterson gezwungen, am 25. October einen kläglichen Bericht an Mr. Charles Todd nach Adelaide abzuschicken, in welchem er ihn beschwor, die südaustralische Regierung zu veranlassen, dreissig Doppeljoch Ochsen oder ebensoviel Gespann Pferde, so wie ein reiches Quantum von Provisionen, Kleidungsstücken u. s. w. schleunigst nach dem Roper River abzusenden, wenn nicht die ganze Expedition zu Grunde gehen sollte.

Diese Nachricht erregte die grösste Bestürzung in Adelaide, und es blieb selbstverständlich nichts weiter übrig, als dem Gesuche die schnellste Folge zu geben. Das Ministerium Hart war mittlerweile gefallen und an dessen Stelle das Blyth Ministerium getreten, welches sofort beschloss, den Roper River als Hauptbasis für die zukünftigen Operationen zu bewilligen und überdies den Mr. Charles Todd selber nicht blos mit Lebensmitteln und Zugvieh, sondern auch mit einem verstärkten Arbeiterpersonal nach dem Northern Territory abzuschicken. Hiess es doch mit Nachdruck in Mr. Patterson's Bericht: „Success is never possible with Port Darwin, as the base of operations. Had the Roper been selected, not only would the risk of a disastrous retreat have been avoided, but in all proba-

bility I should have been enabled to suspend the wire before the end of the present year.“

Damit gelangen wir ans Ende des Jahres 1871 oder an den Termin, wo der Overland-Telegraph fertig sein sollte. Die London-Telegraph-Company hatte die Legung des Cabels schon am 20. November bewerkstelligt, und von dem Tage an war wenigstens Port Darwin mit Europa in telegraphischer Verbindung.

In der That waren auch die Arbeiten auf den fünf Central-sectionen, welche 90 Miles nördlich vom Peake beginnen und bis zu Tennant's Creek reichen — eine Länge von nahezu 700 Miles —, glücklich zu Ende gebracht, und Mr. Bagot war ebenfalls auf dem Punkte, seine 512 Miles zu vollenden. Schon zu Anfang October waren die Operatoren von Port Augusta abgereist, um von den verschiedenen Telegraphenstationen der fertigen Linie Besitz zu nehmen. Leider ereignete sich dabei der traurige Fall, dass einer derselben, Herr C. Kraagen, ein Deutscher, vor Durst und Erschöpfung sein Leben verlor, indem er auf dem Wege von einer Station zur andern sich verirrt und das Wasser verfehlte. Gegen Ende Januar stand Tennant's Creek mit Port Augusta — eine Entfernung von 1,194 Miles — und damit auch mit Adelaide — 1,384 Miles — in telegraphischer Verbindung. Die Gesamtkosten hatten sich auf dieser Strecke, wie wir aus einem Memorandum an das südaustralische Parlament entnehmen, auf L. 112,500, oder durchschnittlich auf L. 94. 4s. 5d. pro Mile belaufen. Davon entfallen auf die fünf Centralsectionen von 682 Miles L. 74,500, und auf Mr. Bagot's Linie von 512 Miles L. 38,000.

Vom Jahre 1872 ab concentrirte sich das Hauptinteresse in der 600 miles langen Northern Territory-Linie. Um, wie schon erwähnt, die Oberleitung daselbst in eigene Hand zu nehmen, verliess Mr. Todd am 4. Januar Port Adelaide in dem Dampfer Omeo. Die Reise ging direct nach dem Roper River. Er nahm, ausser fünf Beamten, ein Arbeiterpersonal von 28 Mann mit sich, sowie 86 Pferde, 17 Wagen und viel Vorräthe und Materialien. Was aus Mangel an Raum zurückbleiben musste, sollte am 30. Januar in dem Dampfer Tararua nachfolgen. Der kleine Dampfer Young Australian war schon am 23. December von Port Adelaide via King George's Sound nach Port Darwin abgegangen, um dort die Stelle des unbrauchbar gewordenen Gulnare einzunehmen. Zunächst sollte derselbe sich ungesäumt von Port Darwin nach der Mündung des Roper River begeben, wo er dem zu erwartenden Dampfer Omeo als Lichterschiff zu dienen hatte, indem man vernahm, dass letzterer bei seiner Grösse und seinem Tiefgange nicht im Stande sein würde, in den Roper River einzulaufen.

Am 27. Januar traf der Omeo an der Mündung des Roper

River ein, aber der Young Australian war nirgends zu sehen. Unter solchen Umständen blieb für Mr. Todd nichts weiter übrig, als indem er im Namen der südaustralischen Regierung, die ganze Verantwortlichkeit für den Fall eines Unglücks auf sich nahm, den Capitain Calder zu veranlassen, mit dem Omeo, welcher einen Tiefgang von 15 Fuss hatte, den völlig unbekannten Fluss hinaufzufahren. Er hielt sich zu diesem Wagniss umsomehr berechtigt, als die Pferde, von denen schon zwei auf der Reise gestorben waren, sich in einem sehr schwachen Zustande befanden, und eine verzögerte Landung nur Verlust bringen musste. Noch am 27. Januar lief der Omeo, ohne die geringste Schwierigkeit, in die Mündung ein und dampfte den herrlichen Fluss hinauf. In der Höhe von 45 Miles stiess man auf eine schlammige Bank, wo das Wasser von vier auf zwei Faden sank, das weiter hin dann aber wieder die vorige Tiefe annahm. Um über diese Stelle hinweg zu kommen, wurden sämtliche Pferde auf einem gut begrasten Plateau gelandet. Am 3. Februar traf der Young Australian ein und löschte einen beträchtlichen Theil des Cargo's aus dem Omeo. So ward es diesem nun möglich, bis zu einer Höhe zu gelangen, welche sowohl von der Mündung des Roper River, als von einem Punkte des Overland-Telegraphen, der 400 Miles von Port Darwin liegt, 100 Miles entfernt ist. Hier fand man eine Anzahl von Gespannen (teams) vor, welche unter der Leitung von Mr. Stephen King, einem eben so tüchtigen Beamten wie erfahrenen Bushman, die Ingenieure Burton, Mc. Lachlan und Rutt von ihren Sectionen abgeschickt hatten, um aus den zu erwartenden Schiffen Provisionen und andere Vorräthe für sie abzuholen. Dieselben hatten nur unter den grössten Schwierigkeiten und Gefahren die überflutheten Gegenden passiren und den Roper River, wo sie bereits seit dem 19. December vergeblich harrten, erreichen können. Mit ihren Lebensmitteln war es schon so gut wie zu Ende gegangen.

Am Landungsplatze wurde nun ein Telegraphen-Depôt für die unteren Sectionen der Northern Territory-Linie errichtet, und man benannte den Platz „Mason Town“, dem unermüdlichen Zimmermann Mason zu Ehren, welcher dort das erste Gebäude hergestellt hatte.

Wir erlauben uns hier unser Thema zu verlassen, um einige interessante Mittheilungen des Mr. Charles Todd über den wichtigen Roper River, welcher bis dahin sehr wenig bekannt war und dessen Mündung erst im Jahre 1867 von Capitain Francis Cadell auf seiner damaligen Northern Territory-Expedition aufgefunden war, einzuschieben.

Der Mündung des Roper River gegenüber liegt, in einer Entfernung von 10 Miles, Maria Island, welches, ungefähr 7 Miles lang und 3—4 Miles breit, von Eingeborenen nicht bewohnt wird. Der

Strand ist mit Felsstücken dunkler Farbe, als wäre er damit gepflastert, und die Insel selbst mit Bäumen verkrüppelten Wuchses und mit groben Gräsern bedeckt. Quellen mit frischem Wasser finden sich überall. Eine sehr angenehme Seebrise weht beständig und macht den Aufenthalt auf der Insel sehr gesund.

Der Roper River selbst darf als der schönste Fluss im tropischen Australien gelten und kann von Schiffen, mit einem Tiefgange von 12—14 Fuss, auf 100 Miles ohne irgend welches Risiko befahren werden. Nur in der Entfernung von 45 Miles von der Mündung, oberhalb Bengal Island, befindet sich die bereits oben erwähnte Schlammbank, welche bis jenseit Three Island Reach, 54 Miles vom Ausflusse, reicht.

In der Höhe von 30 Miles erheben sich die Ufer des Flusses, und zu beiden Seiten breiten sich weite Strecken vortrefflichen Alluvialbodens aus, welche aber zum Theil noch den Ueberschwemmungen zur Regenzeit ausgesetzt sind. Auch die Holzarten, unter denen *Paper-Park*, *White Gum*, *Cedar*, *Myrtle*, *Palm* und *Acacia* prädominiren, werden hier besser. Dichte Waldungen erblickt man nicht, vielmehr breiten sich die Bäume parkartig aus, und dazwischen liegen ausgedehnte, mit Blumen und Gras bedeckte Flächen. Das Gras erreicht zum Theil Mannes-Höhe.

Die Weite des Flusses auf den ersten 50 Miles misst 4 bis 500 Yards, und am Landungsplatze, benannt „Mason Town“, noch 120 Yards. Hier zeigt der Fluss eine Tiefe von 25 Fuss, mit einer Steigung von 3 Fuss bei Fluth.

Wilde Enten, Gänse, Goldfasanen, Emus und sogenannte „Native Companions“ waren viel zu sehen, Känguruhs aber seltener. Der Fluss wimmelte von Alligatoren, welche sehr scheu waren und sich eiligst davon machten, so wie man ihnen nahe kam. Die Mosquitos waren eine entsetzliche Plage, und selbst der abgehärtetste Ochsenreiber konnte es ohne Mosquitos-Netze nicht aushalten. Ein Reporter schreibt vom Roper:

Soon as the evening shades prevail
Mosquitoes tell their hungry tale,
And nightly check the teamster's mirth
To drive him swearing to his berth.

Der Roper River besitzt zwei vortreffliche Nebenflüsse, den Hodgson und den Wilson. Ersterer fliesst südlich und mündet wenige Miles unterhalb Mason Town in den Roper. Der Dampfer „Young Australian“ lief in denselben ein, konnte aber nur etliche Miles vordringen, weil die vielen überhängenden dicken Aeste der Bäume an den Ufern, mit der Takelage des Dampfers in beständige Collision geriethen. Der Wilson River dagegen nimmt einen nördlichen Lauf und vereinigt sich einige Miles oberhalb Mason Town

mit dem Roper, in einer Breite von 60 Yards. Er ist auf einer langen Strecke schiffbar.

Die Eingeborenen, auf welche man stiess, waren friedlich gesinnt und glichen an Intelligenz denen von Süd-Australien. Sie sind wohlgebaut und von mittlerer Grösse, doch bemerkte man auch etliche, welche bis zu 6 Fuss 4 Zoll maassen. Sie gehen völlig nackt und pflegen ihre Körper sorgfältig zu tätowiren. Es herrscht unter ihnen die Sitte, sich die Vorderzähne auszubrechen. Anfänglich schien es, als ob sie eine grosse Ausnahme von der Regel bildeten und ohne jene bekannte diebische Disposition wären, welche die australischen Eingeborenen sonst durchweg kennzeichnet. Aber man erkannte bald, dass man ihnen mit dieser Vermuthung zu viel Ehre angethan. *)

Man fand an den Ufern des Roper River verschiedene Plätze, welche sich zur Anlage von Städten vortrefflich eignen, und Gegenden genug, wo sich Ansiedlungen mit bestem Erfolge bewerkstelligen liessen, sei es, um das Land mit semitropischen Gewächsen, wie Reis, Zucker, Tabak, Thee u. s. w. zu bebauen, oder um Viehzucht (Schafe scheinen im Northern Territory nicht recht gedeihen zu wollen, desto besser aber Pferde und Rindvieh) zu betreiben.

Als Mr. Todd im Juni wieder auf dem kleinen Dampfer „Young Australian“ von Port Darwin aus am Roper River eintraf, war der Fluss in sein natürliches Bett zurückgetreten und hatte damit seine normale Tiefe angenommen. Die Inland-Wasser herrschten nicht mehr über Ebbe und Fluth, vielmehr übte letztere ihren Einfluss nunmehr bis zu einer Höhe von 150 bis 160 Miles von der Mündung aus. Mr. Todd blieb aber überzeugt, dass der Roper River zu allen Jahreszeiten für Schiffe von beträchtlichem Tiefgange schiffbar sei, was freilich von anderer Seite wieder in Zweifel gezogen wird. Capitain Lowrie ist, im Auftrage der südaustralischen Regierung, gegenwärtig damit beschäftigt, den Roper River aufs sorgfältigste zu vermessen, und wird damit diese Frage zur Lösung gebracht werden.

Als der Overland-Telegraph vollendet war, begaben sich, auf Befehl der Regierung, einige Feldmesser mit Arbeitern, unter der Oberleitung des Government-Resident, Mr. B. Douglas, von Port Darwin nach dem Roper River, um daselbst passende Plätze für

*) Es wird berichtet, dass, als wieder Diebereien beim Dépôt am Roper River vorgekommen, man zwei Häuptlinge einfing, um sie festzuhalten, bis deren Genossen die gestohlenen Gegenstände zurücklieferten. Aber diese fassten die Intention anders auf und schickten eine beträchtliche Anzahl schwarzer Frauen und Fräulein ins Lager der Weissen, um damit die Häuptlinge loszukaufen, mit der Erklärung, man würde, sofern die Sendung numerisch nicht genüge, noch mehr derselben einbringen.

Gründung zweier Städte aufzusuchen und auszulegen, sowie auch das Land in deren Nähe zu vermessen. Es ergab sich aber, dass an der Mündung und selbst weiter hinauf, wegen der vorherrschenden Niederung, keine passende Lage für eine Stadt zu finden war, es sei denn, dass man das oben beschriebene Maria Island wählte. So wurde denn vorläufig nur an dem, der Verbindungsstelle des Wilson River mit dem Roper River gegenüberliegenden Ufer eine Stadt, sowie Suburban-Land vermessen. Eine weitere Auslegung von Agriculture Sectionen soll stattfinden, sobald die neue Northern Territory Land Bill*), welche sehr liberale Bestimmungen für Squatters und Pflanzer enthält, vom südaustralischen Parlamente genehmigt, und die nöthigen Geldmittel bewilligt sind.

Am Roper River treffen bereits Viehherden aus Queensland ein. Mr. Dillon Coe war der erste, welcher Ende September von Burketown am Albert River mit einem Rudel Pferde und Rindvieh, nach einer Reise von funfzehn Wochen, glücklich am Roper anlangte, und, wie er berichtet, werden schon in nächster Zeit weitere Viehtransporte nachfolgen. — —

Wir kehren, nach dieser Abschweifung, zur Geschichte des Overland-Telegraph zurück.

Es galt nun vor allen Dingen, die am Roper River gelandeten Lebensmittel, Materialien u. s. w. schleunigst an die Telegraphenlinie, deren nächster Punkt 100 Miles entfernt war, zu schaffen.

Leider musste Mr. Todd erfahren, dass die Wintersaison, während welcher er eingetroffen, eine ungewöhnlich nasse sein sollte. Im December 1871 fielen in 20 Tagen 20.968 englische Zoll Regen — die grösste Menge registrirte man am 7. December mit 2.595, und am 20. December mit 3.524 —, im Januar 1872 in 27 Tagen 20.108 Zoll —, am 14. Januar 2.640 —, und im Februar in 20 Tagen 5.392 Zoll, mithin in drei Monaten ein Total von 46.468. So weit das Auge reichte, sah man sich von Ueberschwemmungen umgeben, aus welchen die Berghöhen wie Inseln hervorragten. Der Transport musste vorläufig selbstverständlich unterbleiben. Man hatte nun dafür zu sorgen, das Vieh und das gelandete Cargo auf den Anhöhen in Sicherheit zu bringen. Wochenlang sah man sich zu

*) Es heisst in der Bill: „Wer Plantagen für Reis, Zucker, Kaffee, Thee, Opium, Tabak oder Baumwolle anlegen will, darf sich ein Areal von nicht weniger als 320 und nicht mehr als 1280 Acres Land auswählen, und muss eine jährliche Rente von 6 d. (5 Sgr.) pro Acre im Voraus zahlen. Hat der Betreffende dann nach Verlauf von fünf Jahren mindestens die Hälfte des übernommenen Landes bepflanzt und das ganze Areal eingehegt, so hört die weitere Rentenzahlung auf. Die geleisteten Einzahlungen sollen als Kaufgeld angesehen, und das Land dem Inhaber als Eigenthum überwiesen werden.“ Diese Bill ist jetzt vom Parlament angenommen und damit zum Gesetz geworden.

der traurigsten Unthätigkeit verurtheilt, und als dann die Wasser sich allmählig verliefen, blieb der aufgeweichte Boden noch auf längere Zeit unpassirbar.

Erst am 16. März ward es möglich, dass Mr. Giles sich mit funfzig schwer bepackten Pferden auf den Weg machen konnte. Ihm folgten am 26. März Mr. Patterson und Mr. Mitchell und zahlreiche Mannschaft mit zehn Wagen, gezogen von hundert Ochsen, und vielen Pferden. Wenige Tage darauf verliess dann der Rest der Gesellschaft mit den übrigen Pferden und Ochsen, sowie mit Provisionen u. s. w. den Roper River, um sich ebenfalls nach den Sectionen zu begeben. Nur Mr. Davies blieb mit wenigen Personen zur Ueberwachung des Roper-Depôt in Mason Town zurück, während Mr. Charles Todd sich nunmehr auf dem Dampfer „Young Australian“ nach Port Darwin begab, um von dort aus die Telegraphenlinie zu inspiciiren und die ferneren Arbeiten zu dirigiren.

Die Gesellschaften erreichten zwar endlich das Ziel ihrer Reise, aber nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten und Gefahren. In manchen Gegenden war das Wasser kaum gewichen, der Boden erwies sich überall für den Transport fast grundlos, und Ochsen und Pferde unterlagen wiederholt den ungeheuersten Anstrengungen. Durchweg machte man die Beobachtung, dass die Wassermarken der früheren Jahre durch die ungewöhnliche Regenmenge der letzten Saison erheblich überschritten waren.

Dass unter solchen Umständen auch die Arbeiten am Telegraphen so gut wie ganz geruht hatten, darf nicht Wunder nehmen. Mr. Burton, welcher bei Daly Waters campirte, konnte vor Beginn der Regenzeit überhaupt erst 15 Miles herstellen. Auf der grossen Lücke, welche zwischen dem nördlichsten Punkte von Mr. Rutt's Station und Mc. Wood's Company bei Tennant's Creek lag, waren bis zum 2. April erst 50 Miles bedrahtet worden. Vor April war es unmöglich, die Arbeiten auf der ganzen Linie wieder aufzunehmen, dann aber geschah es aus allen Kräften. Am 10. Mai reichte der Telegraph bereits von Port Darwin bis zu einem Punkte, 300 Miles südlich. Gleichzeitig arbeiteten die an der vollendeten grossen Central-section beschäftigt gewesenen Ingenieure Mr. Woods und Mr. Harvey von Tennant's Creek aus dem thätigen Mr. Burton entgegen.

Der Gesundheitszustand der drei Gesellschaften unter Mr. Burton, Mr. Mc. Lachlan und Mr. Rutt war während der langen Regenzeit ein sehr schlechter. Scorbut, Fieber und Rheumatismus, hervorgerufen durch die grosse Nässe und den Mangel an Lebensmitteln — Monate lang stand das Personal auf kleine Rationen, da jede Verbindung mit den Depôts abgeschnitten war — herrschten allgemein, und zwei Personen erlagen ihren Leiden. Mr. Rutt war dermaassen von Rheumatismus befallen, dass er an Krücken gehen

musste und Mr. Knuckey seine Stelle temporär zu übernehmen hatte. Die südaustralische Regierung hatte immer, mit ziemlicher Gewissenlosigkeit, darauf gedrungen, dass von Port Darwin vor Allem Telegraphendraht in's Innere geschafft werde, und dabei war denn die Sendung von Proviant vor Eintritt des Regens vernachlässigt worden. Leider fehlte ein Arzt, denn der Dr. Renner, ein Deutscher und Sohn des in Jena verstorbenen Hofrath Dr. Renner, traf erst nach der Regenzeit ein.

Alle diese Leiden wurden, nachdem die trockene Jahreszeit eingetreten, und der reichlich eingegangene Proviant die Gesellschaft wieder gekräftigt, bald vergessen. Der Eifer, den das gesammte Personal an den Tag legte, war ein ausserordentlicher, denn ein Jeder sah es als einen Ehrenpunkt an, dass das grosse Werk nunmehr in kürzester Zeit zu Ende geführt werde. Mr. Charles Todd berichtet über die ihm unterstellte Mannschaft:

„A finer lot of officers and men could not have been selected. From first to last they have devoted themselves heartily to the duties they undertook, and have exhibited an esprit de corps highly creditable to them. Their zealous and infatigable exertions must receive full acknowledgment.“

Bis Mitte Mai war der Overland-Telegraph von Port Augusta bis Tennant's Creek (1200 Miles) und von Palmerston am Port Darwin bis Daly Waters (365 Miles) für die telegraphische Operation fertig. Es verblieb also nur noch eine Lücke von etwa 245 Miles.

Man hatte bereits alle Vorkehrungen getroffen, um, sobald die Arbeiten auf 250 Miles reducirt sein würden, diese fehlende Strecke, welche sich ja von Tag zu Tag schnell verkürzen musste, von Courieren bereiten zu lassen. Zu dem Ende waren vier Stationen für Relais eingerichtet worden. Die nöthigen Rennpferde liess die südaustralische Regierung auf telegraphischem Wege von einem Mr. Lewis ankaufen, welcher Mitte Mai mit einem Rudel Pferde bei Tennant's Creek eingetroffen war, um dieselben nach Port Essington zu treiben. Auch hatte der Honorable Mr. Thomas Elder in Adelaide von seinem Run Beltana, wo er für den Transport der Wolle nach Port Augusta zahlreiche Kameele unterhält, zwanzig dieser Thiere, unter Leitung von Mr. A. G. Burt, nach Tennant's Creek abgehen lassen, um beim Expressendienst Hülfe zu leisten, und wenn auch dieselben für diesen Zweck zu spät eintrafen, so konnten sie doch mit grossem Nutzen noch bei den letzten Arbeiten am Telegraphen verwendet werden.

In dieser Weise gelang es, die telegraphische Verbindung mit Europa schon im Juni zu eröffnen. Es war am 22. Juni, als, nach erfolgter Bekanntmachung in London, daselbst die ersten Depeschen nach den australischen Colonien aufgegeben wurden. Die-

selben trafen am 26. Juni auf der Station Daly Waters, und am 1. Juli per Estafette, unter Führung von Mr. Ray Boucaut, dem Bruder des bekannten südaustralischen Staatsmannes Mr. James P. Boucaut in Adelaide, in Tennant's Creek ein, um von hier ab sofort in die Colonien telegraphirt zu werden.

Der 1. Juli 1872 wird in den Annalen der australischen Colonien für alle Zeiten als einer der für sie glorreichsten und wichtigsten Tage verzeichnet bleiben!

Die erste Depesche, welche, und zwar in Melbourne, überhaupt eintraf und die eben darum ein historisches Interesse hat, war an die Firma Mc. Arthur, Sherrard and Copeland in Melbourne gerichtet und lautete:

We congratulate you, and shake hands with our partners in Melbourne and Sydney.

London, June 22. 1872.

Mc. Arthurs.

Die zweite Depesche war an den „Melbourne Argus“ (die wichtigste Zeitung Australiens) von dessen Agenten in London adressirt und betraf die neuesten politischen und commerciellen Nachrichten.

In Australien selbst wurden am 25. Juni die ersten Depeschen auf Europa angenommen und noch an demselben Tage per Expressen, unter Führung von Mr. Knuckey, von Tennant's Creek nach Daly Waters befördert. Ausser officiellen Gratulationen der Gouverneure der Colonien an die Königin von England, und des deutschen Consuls in Adelaide, von Treuer, an den deutschen Kaiser Wilhelm, im Namen der deutschen Colonisten, wurden im Ganzen dreissig Privatdepeschen aufgegeben. Davon lieferten Victoria zwölf, im Betrage von L. 118. 1 s.; Neu-Süd-Wales zehn mit L. 110. 2 s., und Süd-Australien sieben mit L. 97. 6 s. 6 d. Die erste Einnahme ergab also ein Total von L. 325. 9 s. 6 d., d. i. 2200 Thaler. Am 9. Juli ging eine zweite Sendung von Depeschen für Europa ab. Es waren achtunddreissig, welche L. 423. 11 s. 9 d. einbrachten. Davon entfielen L. 372. 7 s. auf die British-Australian Telegraph-Company, L. 45. auf den südaustralischen Overland-Telegraphen, und L. 6. 4 s. 9 d. auf die Telegraphen der übrigen Colonien.

(Schluss folgt.)

IV.

Russische Recognoscirungen in der Türkmenensteppe.

Von F. Marthe.

(Hierzu eine Karte Taf. I.)

Die bevorstehende russische Expedition nach Chiwa verleiht allen Nachrichten über das Türkmenenland ausser dem wissenschaftlichen ein besonderes Zeit-Interesse. Den Lesern dieser Zeitschrift wird daher die von Herrn Kiepert nach russischen Materialien entworfene, diesem Heft beigegebene Karte sehr willkommen sein. Zu ihrer Erläuterung sollen die folgenden Seiten dienen.*) — Die Besetzung von Krasnowodsk (s. Bd. VI. 1871. S. 468 ff. d. Ztschr.) datirt seit 1869 und hatte ausgesprochenermassen den Zweck, dort einen neuen Stützpunkt für den Handel mit Centralasien zu schaffen. Zunächst suchte man Anknüpfungen mit Chiwa. Denn wenn diese Steppenoase auch an und für sich zu einem ergiebigeren Handelsverkehr wegen ihrer Beschränktheit nicht die Mittel zu bieten vermag, so stellt sie doch das westliche Eingangsthor zu den Ländern vor, die der russische Handelsgeist sich zu erschliessen trachtet. Bis jetzt ist der eben genannte Zweck noch gar nicht erreicht, vielmehr steht Russland noch immer in der dazu nöthigen Vorarbeit. Diese musste eine dreifache sein. Es waren 1) die Strassen nach Chiwa überhaupt erst möglichst genau und vollständig zu erkunden; 2) sodann diese von allen entfernbarren Hemmnissen zu säubern; 3) danach erst konnte daran gedacht werden, das Thor, wenn es nicht anders ginge, mit Gewalt zu erbrechen. Diese letztere Aufgabe stellt sich eben die diesjährige grosse Expedition; die andern beiden sind in den drei verflossenen Jahren mit ziemlichem Erfolge gelöst worden. Das Haupthinderniss stellten natürlich die Menschen in den Weg, die weglagernden, raublustigen Söhne der Steppe, die Türkmenen. Gegen diese wurden denn mehrere Razzia's unternommen, die zugleich dem Zwecke der Erforschung des Landes und seiner Wegbarkeit dienen konnten und sollten. Die erste längere Razzia oder Recognoscirung, wie der russische Ausdruck lautet, ging im December 1870 von Mulla Kari (s. d. Karte) in der Richtung von S.-O. gegen Kisyl Arwat, eine Festung des Tekke-Stammes am Fusse des Geb. Kürren-Dag. Oberst Stebnitzki, Anführer der Recognoscirungstruppen, hat darüber, ausser kurzen Nachrichten in den „Iswestija“ der Petersb. Geogr. Gesellsch. (Bd. VII, 2, S. 110), eine eigene

*) Das Blatt ist ein Ueberdruck aus der nach den neuesten Materialien vervollständigten und berichtigten 6. Section meiner grossen Karte von Russland; daraus erklärt sich die schräge Stellung der Gradprojection zum Kartenrande.

H. K.

Broschüre zu Tiflis 1871 erscheinen lassen. Im Jahre 1871 wurden 4 Recognoscirungen ausgeführt. Die erste im Mai unter dem Stabs-Rottmeister Skobeljef erstreckte sich in der Richtung auf Chiwa bis zum Brunnen Usun-Kuju. Der Bericht darüber findet sich in den „Iswestija“ der Russ. Geogr. Ges. Band. VIII, 2, S. 71 flg.

Die drei folgenden führte der aus den Zeitungen bekannte Oberstlieutenant Markosof in der Zeit vom 17. September (n. St.) bis 13. Dezember theils in derselben Richtung aus, jedoch mit Fortsetzung bis Ssary-Kamysch und Erkundung der Seitenwege, theils in der Richtung nach S. bis zur Mündung des Etrek. Ueber diese handelt der im Folgenden wiedergegebene Bericht, den wir aus den „Iswestija“ der Kaukas. Section der Russ. Geogr. Gesellschaft Bd. I. S. 85 flg. entnehmen, und dem auch die von Prof. Kiepert benutzte Karte beigelegt war. Aus dem Jahre 1872 wissen wir bis jetzt nur von einer Recognoscirung desselben Markosof, an welcher Oberst Stebnitzki und Dr. Sievers, der Begleiter G. Radde's in Armenien und (1870) in Krasnowodsk, gleichfalls theilgenommen haben. Das Wenige, was dieselben Iswestija der Kaukas. Section darüber bringen, theilen wir am Schlusse mit. Es galt bei diesen Streifereien, den Löwen in seinem Lager aufzusuchen, diejenigen Punkte aufzufinden und zu besetzen, die den Türkmeneu zu ihrer Existenz unentbehrlich sind, und ihnen als beständige Zufluchtstätten dienen, von denen daher andererseits die Zügelung ihrer wilden Horden nachdrücklich in's Werk gesetzt werden könnte. Es sind solche Punkte, an denen ein Theil derselben sich fest niedergelassen und Ackerbau zu treiben begonnen hat, und von denen Krasnowodsk und die zuerst am Balchan-Gebirge errichteten Posten noch zu weit entfernt waren. Welche Punkte nun als solche erkannt und von den Russen neuerdings in festen Besitz genommen sind, lässt sich aus unserer Quelle leider nicht ersehen; aus einer andern jedoch (Türkistan. Zeitung No. 31, 1872) erfahren wir, dass Tschakischlar zu denselben gehört, und dass hier ein russisches Fort entstanden ist, weshalb denn auch eine der vorjährigen Recognoscirungen, wie sich unten zeigen wird, von hier ihren Ausgang nehmen konnte. Hier im Süden, zwischen dem Etrek und dem Kara-ssu liegt in der That ein langer Streifen türkmenischen Landes mit einer Bauern- und Fischer- resp. Seeräuber-Bevölkerung aus dem Stamm der Jomud.

Oberstlieutenant (jetzt Oberst) Markosof hatte 2 Topographen bei sich, die Herren Fedjukin und Shukof, deren Arbeiten wir den grössten Theil unserer Karte zu verdanken haben. Die Distanzen wurden auf doppelte Weise gemessen, theils mit der Kette, theils mit einem Hodometer, der an das Rad einer Lafette gebunden war und bei dieser Gelegenheit zuerst probirt wurde. (Eine Beschreibung des Apparats fehlt.) Die unterwegs angetroffenen Brunnen wurden auf die Qualität und Quantität ihres Wassers genau untersucht.

Astronomische Bestimmungen konnten bei den raschen Märschen, wie es heisst, nicht angestellt werden, ebensowenig barometrische Höhenbestimmungen. Das Letztere ist, wie unsere Quelle mit Recht bemerkt, besonders in Bezug auf den Usboi und die Lage von Ssary-Kamysch zu bedauern, da eine Aufklärung über die Niveau-verhältnisse des Usboi für die sich daran knüpfenden Fragen das höchste Interesse bietet. Bearbeitet wurden die von den beiden Topographen gelieferten Aufnahmen in der militär-topograph. Abtheilung des kaukas. Generalstabs (d. h. jedenfalls von Oberst Stebnitzki).

Von Krasnowodsk nach Ssary-Kamysch. Reconoscirung vom 17. Sept. bis 6. November 1871. Einzelne Abtheilungen hogen von der zunächst zu beschreibenden Strasse zur Seite ab, um die Brunnen- und Wegverhältnisse in der Nähe derselben klarzustellen. Doch soll die Weglinie, die wir zuerst kennen lernen werden, von allen die zur Verbindung mit Chiwa geeignetste sein. Diese geht von Krasnowodsk nach O. über die Brunnen 1) Jangudsha — 3 Brunnen von $2\frac{1}{2}$ Faden (Ssashen à 7 engl. Fuss) Tiefe mit bitter-salzigem, aber erträglichem(!) Wasser, 2) Kassyn — 6 Brunnen mit gutem, obwohl etwas bitterlichem Wasser, die bis auf 1 Faden von der Erdoberfläche mit behauenen Kalksteinen eingefasst sind. Der Weg ($49\frac{1}{2}$ Werst) führt anfangs dem Ufer des Balchanbusens entlang, dann durch Schluchten des Kuwa-Dag, auf felsigem mit Geröll besäeten Grunde, die Vegetation besteht nur aus stacheligem Steppengras (Burjan und Koljutschka). Fünf Werst vor Kassyn ändert sich das Erdreich und die Vegetation, es zeigt sich sandiger Boden, der mit Futtergräsern bewachsen ist und anhält bis 3) zur Station Ssiuli — 11 Brunnen mit 3 Faden Wasserhöhe, oben einen Faden tief mit Stein eingefasst, und bei jedem Brunnen ein Trog von 1 Faden Länge und 1 Faden Breite, der aus einem Stück Kalkstein herausgearbeitet ist. Ein grosser Begräbnissplatz liegt ebendort, und Alles dies deutet auf eine Stätte von Wichtigkeit für das Nomadenleben. Bis jetzt lag der Weg anfangs ONO., dann NNO., wandte sich von Ssiuli nach O. und bog bis Gesli-ata sogar etwas nach S. Zwölf W. von Ssiuli zweigt ein Weg nach NNO. zum Brunnen Jasygischem ab, während er gen O. zum Brunnen Koschoba ($40\frac{3}{4}$ W.) führt, die letzten 5-6 Werst in einer Thalung (Owrag) von 400 Faden Tiefe und einer Breite von beinahe 3 Werst, die sich östlich vom Wege noch gegen 10 W. in die Länge zieht [deren angebliche Tiefe von 2800 engl. Fuss aber entschieden ein Irrthum ist!]. Aus halber Höhe der östlichen Thalseite fliesst ein Quell süssen Wassers herab, Koschoba, der ganz mit Schilf überwachsen ist. Der von Koschoba bis Gesli-ata vollständig ebene Weg führt nach $8\frac{3}{4}$ W. an einem Brunnen mit fauligem Wasser vorüber, Giurdschi, und senkt sich 3 W.

vor Gesli-ata zu einem Kessel hinab, in welchem die Brunnen selbst liegen ($14\frac{1}{4}$ W. von Giurdshi). Die Kesselniederung von Gesli-ata hat von N. nach S. eine Weite von $1\frac{1}{2}$ W. und von NO.—SW. $5\frac{1}{2}$ W., umrahmt in N. und W. von steilen Kreidefelsen, die gegen 200 engl. Fuss hoch sind*). Ihr Boden ist eben und besteht aus rothem Thon (is krasnoi gliny). Hier steht eine kleine türkmenische Feste neuester Construction mit einer Moschee, deren Wände mit Namen verstorbener Türkmenen beschrieben sind, dicht daneben liegt der Kirchhof. Von Gesli-ata strahlen Wege nach allen Seiten aus, ausser dem von Giurdshi: nach Ojukly, nach Tuar, nach Topiatan und endlich der, den wir weiter verfolgen, zum Brunnen Oglamysch. Dieser steigt aus der Niederung zu der terrassenförmig sich hebenden Ebene, ein sehr coupirtes Terrain. Auf der 20. Werst zieht der Weg an den untern Gehängen einer zur Rechten (im O.) isolirt stehenden Anhöhe, des Karaul-Dag (d. h. Wachtberges), windet sich auf der 25. W. an den Terrassen und Steilwänden des Janaiol (von etwa 30 Fad. Höhe) hinauf und setzt in einer Ebene fort, welche ein grosses Wasserloch mit Regenwasser, gen. Balmudsir, 24 W. vor Oglamysch, in einer Kluft antreffen lässt. Diese Kluft ist ein grosser, nach N. geöffneter, felsiger Spalt in dem allgemeinen Gehänge der Gegend, ihr Boden lehmig; am Kopfende derselben (werschinjä) natürliche Cisternen von einem Durchmesser bis zu 20 Fad., reichlich mit Regenwasser gefüllt. Im Anfange des Weges von Gesli-ata trifft man viel Sandboden, in Folge dessen auch Gras und Strauchwerk, gegen das Ende nach Balmudsir hin dagegen Salzsümpfe. Nach Oglamysch geht es von hier fast 7 W. aufwärts und dann steil zu den 11 Brunnen von Oglamysch mit etwas bitterem Wasser abwärts. Hier zweigt nach NO. der Weg zum Brunnen Tuar ab. Von dem letzteren erstreckt sich eine Höhenkette, die auf der 6. W. von Oglamysch überschritten wird, nach S. zu langsam abfällt und gegen N. steil abbricht zu den Brunnen von Tschagyl. Deren sind in sandigem Grunde 12 auf 14 F. Tiefe ausgegraben, und ihr Wasser ist zwar nicht reichlich, aber von angenehmem Geschmack und vielleicht das beste auf dem ganzen Wege. Zwei W. hinter Tschagyl liegt Sandboden mit guter Vegetation von Gras und Strauchwerk, dann folgen salzige Stellen bis zum Brunnen Doungra ($6\frac{1}{2}$ W. von Tschagyl), einer Quelle mit untauglichem, bittersalzigem Wasser, überwachsen mit Schilf (bei Skobeljef: Bach und Wasserloch Doungra mit etwas salzigem, aber vollständig trinkbarem Wasser). Auf der 26. W. von hier beginnt der Aufstieg zu dem Höhenrücken Begensaali-Kir (Skobeljef: Begens-

*) Skobeljef a. o. O. S. 73 schätzt die Steilwände an der Westseite auf nahe an 100 Faden, im Uebrigen auf 30—40 Faden!

saalik-gyr), dessen höchster Punkt 35 W. von Tschagyl entfernt ist. Nun geht der Weg 10 W. lang über eine Hochebene und dann auf dem zerklüfteten Rande derselben, der von NW. nach SO. gerichtet ist und Begendshalri-Kir heisst, steil hinunter zu einem salzgeschwängerten Terrain, in welchem 3 W. vom Fusse des Abhangs die Brunnen Kum-ssebschen erreicht werden. Diese liegen in einer Niederung, welche der von Gesli-ata ähnlich ist. Ihren südlichen Rand bildet der eben erwähnte Absturz des Begendshalri-Kir, den nördlichen — Kaplan-Kir, der schon bekannte Tschink oder Rand des Uest-jurt-Plateaus. 33 W. hinter Kum-Ssebschen beginnt der Aufstieg am Kaplau-Kir, (dessen Höhe Skobeljef nach dem Augenmass auf 1000 Fuss schätzt!), und nach $1\frac{1}{2}$ W. gelangt man hier zu den 2 Brunnen Kasachly, die am Oberende einer der zur Niederung von Kum-Ssebschen auslaufenden Schluchten des Kaplan-Kir liegt. Das Wasser ist gut, obwohl etwas bitterlich, Tiefe 18 Fad. und von oben bis zum Wasserspiegel 3 Faden. Von hier bis zum Brunnen Usun-Kuju (53 W.) führt der Weg über die Hochebene Uest-jurt auf sehr festem und darum von Vegetation entblösstem Grunde. Der Brunnen hat eine beträchtliche Tiefe, fast 23 Fad., und das Wasser beginnt erst bei 19 Faden, es ist gut und reichlich vorhanden. (Skobeljef fand am 3. Juni gar keines!). Wahrscheinlich ist Usun-Kuju der niedrigste Punkt dieser Gegend, die sich in der Entfernung einer Werst ringsum hebt.

Es folgt nun eine kurze Angabe über Seitenwege und dabei ein Ueberblick über die etwas verwickelte Construction der ganzen Oertlichkeit. Von Kum-Ssebschen nach WNW. liegt 29 W. entfernt der Brunnen Depme und noch $4\frac{1}{2}$ W. in derselben Richtung weiter der Brunnen Dirim. Fast ganz östlich mit geringer Abweichung nach S. liegt von Kum-Ssebschen in 40 W. erreichbar der Brunnen Dachli und 25 W. südöstlich von diesem der Brunnen Goklan-Kujussi. Ueber Dachli geht ein sehr betretener Karawanenweg von dem oben genannten Brunnen Doungra gleichfalls nach Usun-Kuju. Dieser Weg ersteigt 25 W. hinter Doungra den oben erwähnten Höhenrücken Begensaali-Kir, führt dann über die Hochebene, welche von niedrigen, quer über den Weg laufenden Sandhügeln durchschnitten ist, und gelangt dann direct an den Fuss der Ausläufer des Kaplan-Kir, wogegen der dazwischen liegende Absturz oder Höhenzug Begendshalri diese Weglinie nicht mehr erreicht, sondern sich vorher im Sande verliert. Auf der Höhe des Kaplan-Kir, 12 W. nach dem Beginn des Aufsteigs, liegen die Brunnen Dachli (79 W. von Doungra, $47\frac{1}{2}$ W. von Usun-Kuju), nach Usun-Kuju weiter hält sich der Weg auf der Hochebene des Uest-jurt, mit Uebersteigung jedoch von 2—3 Terrassen. Der Tschink legt sich hier also weiter nach Süden hinaus, als es oben erschien, und bildet, wie das Folgende ergibt,

eine Art Vorgebirge. Man erkannte später, dass Begendshalri als eine besondere Kette oder als Absturz einer besondern Höhenmasse anzusehen ist, dass ferner diese mit dem Uest-jurt (Kaplan Kir) zusammenhängt, dass sie — und ebenso wahrscheinlich der westlichere Begensaali-Kir — nur als eine Verzweigung eben des Kaplan-Kir zu gelten hat. Hiernach ist die Niederung von Kum-Ssebschen auch nichts anderes, als eine Einsenkung in die Hochebene. Sie hat die Form einer sehr länglichen Ellipse, deren grosse Axe von Dirim nach OSO. gerichtet 50—55 W., die kleine über Kum-Ssebschen 20—25 W. misst; im westlichen Theile spitzt sich die Ellipse zu einer Engschlucht von $4\frac{1}{2}$ W. Länge zu, an deren äusserstem westl. Ende die Brunnen Dirim, in einer Erweiterung derselben die Brunnen Depme liegen. Der südwestl. Rand der Ellipse, Begendshalri, wird nach O. hin immer niedriger und verliert sich endlich; ihr Ostrand, Kaplan-kir, umfasst die Senkung im SO. und verzweigt sich gegen O. weithin; manche dieser Verzweigungen waren im Norden von Goklan-kujussi deutlich sichtbar.

Von Usun-Kuju leitet der Weg nach 25 Werst wieder zum Abstieg vom Uest-jurt-Plateau und nach weiteren 40 W. vom Fusse desselben zu dem grossen Salzsee Betendalgöl. Am Ufer desselben sieht man viele kleine Muscheln von einer Art, die auch bei Krasnowodsk am Seestrande vorkommt. Der Weg geht an den Gräben von Adshi-Kujussi (73 W. von Usun-Kuju) vorbei, am Nordufer des Sees zwischen diesem und einer kleinen Hügelkette, deren Abhänge, wo sie nicht steil zerklüftet sind, ein ziemlich dichter und stämmiger Busch bekleidet. Die Hügelkette zieht sich nordwärts und steht wahrscheinlich im Zusammenhange mit den Bergen von Besch-teschik. Vom Ende des Sees geht die Strasse über Sand und steigt endlich in eine Hohlung hinab, in welcher die Brunnen Ssary-Kamysch liegen. Diese Hohlung ist das trockene Bett eines grossen Flusses; der Weg durchschneidet dasselbe, hebt sich wieder am östlichen Ufer auf sandigem Anstieg und führt nach weiteren 18 W. über Sandboden zu den Brunnen Dektscha, die wiederum in demselben Flussbett liegen. Man muss annehmen, dass letzteres das trockene Bett des Amu-Darja (der Usboi) ist. Dort, wo die Recognoscirungstruppen es sahen, bildet es einen Bogen, der vom Nordostende des Sees über Ssary-Kamysch zuerst nach NO. und dann nach SO. bis Dektscha geht, indem er von der geraden Linie zwischen Seespitze und Dektscha etwa 6 W. abweicht und im N. von dem Gebirge Besch-teschik eingerahmt ist. Die breiteste Stelle des Strombettes mit ziemlich sanft geneigten Ufern liegt nahe dem See, weiterhin gegen Ssary-Kamysch verengt es sich, und seine Ufer sind auf der ganzen übrigen Strecke zerklüftet, wobei das rechte immer beträchtlich höher als das linke ist. Die

Breite zwischen den Ufern beträgt 100—150 Faden. Der Boden ist sandig, mit Glimmerstückchen bestreut und bei Ssary-Kamysch mit Gebüsch bewachsen, sogar mit Laubbäumen von 3—3½ Fad. Höhe und 6—8 Zoll im Durchmesser. Bei Dektscha ist auch das linke Ufer mit Gebüsch bekleidet, und es stehen dort in dem Bett mehrere kleine Süßwasserseen, die nach Aussage der Türkmenen Fische beherbergen sollen. Man fand zwar in der That am Ufer die Wirbelsäule eines grossen Fisches, konnte aber im übrigen das Vorhandensein von Fischen nicht feststellen.

„Nach allem diesem“, so schliesst unsere Quelle, „lässt sich von der Beschaffenheit dieser Strasse sagen, dass sie bald über steinigem, bald über salzgetränkten Boden führt, dass ihre Anstiege in der Regel sanft, ihr Abstieg zwar steil sind, aber doch niemals ernstliche Schwierigkeiten darbieten. Das Wasser in den Brunnen ist zwar meistens von bitterlichem, zuweilen auch salzigem Geschmack, aber doch immer brauchbar zum Trinken und Kochen. Die Strasse ist also für Bewegungen aller Art durchaus geeignet.“ (!?)

Wege vom Brunnen Tuar. 'Derselbe liegt 19 W. westlich von Tschagyl. Es gehen 3 Wege von ihm aus: 1) gegen S. nach Oglamysch 2) nach SW. zu dem Regenwasserloch Portokup (28 W.), 3) nach NW. zu der Salzquelle Kulmugir (48 W.), die am Ufer des Busens Karabugas liegt. Von Portokup gehen zwei Wege ab: 1) nach W. zu dem Quell Jangi-ssu (22 W.), ebenfalls am Ufer desselben Busens gelegen, und sodann weiter nach Krasnowodsk 2) nach Gesli-ata (55¼ W.). Das ganze zwischen dem zuerst beschriebenen Hauptwege (von Gesli-ata nach Ssary-Kamysch) und dem Karabugas eingeschlossene Terrain ist etwas wellig und von mehreren Hügelketten durchschnitten, welche aus NW. nach SO. streichen; die höchste derselben — Ssary-Baba — durchkreuzt die Strasse von Tuar nach Portokup 6 W. von ersterem. Der Boden dieses Terrains ist meistens hart und mit Geröll überstreut, seine Vegetation ärmlich, nur „Kameelfutter“ nach türkmenischem Ausdruck. Von Portokup nach Gesli-ata kommen einige sandige, grasbewachsene Stellen vor.

Von Portokup nach Krasnowodsk. Die Richtung ist anfangs westlich, dann südwestl., zuletzt ganz südlich über folgende Brunnen: Jer-uilan, Demerdshan, Jasygischem, Kukurt, Uschak, Ssülmen, Burnak. Dieser ganze Weg ist sogar für Fuhrwerk gangbar (nur am Brunnen Kukurt würde ein felsiger Abhang von etwa 10 Fad. Höhe zu schaffen machen) und führt über einförmiges Terrain mit theils sandigem, theils festem Grunde. Zwischen Demerdshan und Jasygischem liegt eine Salzgründige Stelle von 8½ W. Länge, im N. begrenzt durch den Rand der kleinen Hochebene von De-

merdshan-Kir, die sich etwa 20 Fad. über den Salzmorast erhebt, und an deren Fuss der Weg entlang führt. Im W. des Brunnen Uschak erstreckt sich eine ziemlich hohe Hügelkette mit 5 Gipfeln, den höchsten auf diesem ganzen Wege, aber noch nicht gemessen(!), ihr Name Uschak-Tschul-Walari.

Von Mulla-Kari nach Gesli-ata. Der Weg geht über sandigen, dann salzgetränkten Boden bis zum Brunnen Uschak ($17\frac{1}{2}$ W.), der in einem kleinen Thale liegt, welches zwei niedrige, bis an das Ufer der Balchanbucht heraustretende Ausläufer des grossen Balchan einfassen. Von dort 15 W. bis Oglanly. Diese Brunnen sind sorgsam mit behauenen Steinen ausgelegt, und Tröge vor jedem aufgestellt. Sie liegen in einem Spalt zwischen den Gipfeln Gerkech im NW. und Oglanly im SO., die beide zu einer vom Ostende des grossen Balchan zum Kuwa-Dag hinüberziehenden Kette gehören. Sechs Brunnen mit gutem, süssem Wasser, aber leider voll von kleinen Blutegeln, die von Menschen und Thieren beim Trinken leicht mit eingeschluckt werden und sich in der Schlundöffnung festsaugen. Fast immer ist die Mundhöhle bei Pferden und Kameelen mit diesen Thieren gefüllt. Nach mehrmaligem Auf- und Absteigen an den Ausläufern des Gerkech und Koscha-Ssiury tritt der Weg in eine 22 W. weit mit feinem Sande bedeckte Ebene hinaus, in welcher die 18 Brunnen von Ojukly mit salzigem Wasser (Tiefe 49—54 Fuss) liegen, wiederum oben mit Steinen eingefasst und mit Trögen zur Seite. Nach 6 W. von Ojukly beginnt die Flugsandebene Mamed-Kum, ein welliges Terrain mit vielen Sandhügeln, 16 W. breit, bis man in den letzten 7 W. vor Gesli-ata wieder festeren Sandboden erreicht.

Die Vegetation auf dem bisher umschriebenen Landstrich ist die den türkmenischen Steppen überhaupt eigenthümliche: auf sandigem Boden immer etwas besser entwickelt, reicherer Graswuchs, höheres Gebüsch. Aber man darf sich die Grasflächen durchaus nicht als zusammenhängende Wiesen vorstellen. Das Gras der Sandsteppe wächst in grossen Büscheln, von denen auf 3—4 Quadratfaden je einer kommt. Die Türkmenen verkaufen darum das getrocknete Gras nicht nach Gewicht oder nach Lasten, sondern nach Büscheln à 1 Kopek ($3\frac{3}{4}$ Pfennig); 20—30 Büschel geben ein Pud ($16\frac{3}{8}$ Klgr.). Die Niederung von Gesli-ata war ehemals mit Buschwerk bedeckt, von dem hie und da noch Ueberbleibsel vorhanden sind; am Brunnen Depme steht noch ein ganzes Wäldchen des Grebennik. Die ärmlichste Pflanzendecke trägt der harte Boden des Uest-jurt, dennoch aber für genügsame Kameele noch ausreichend. Vorherrschend ist der Character einer salinen Flora, doch sind genauere Bestimmungen noch zu erwarten. Der ganze Strich, den die Strasse berührt, steigt offenbar nach NO. hin, da der Karaul-Dag

höher liegt als der Rand der Gesli-ataschen Niederung, dann die Höhen von Oglamysch wieder jenen überragen und Kaplan-kir sich noch mehr hebt; der Abfall geht also vom Aral- zum Kaspi-See.

Von Dektscha nun beginnt, nach Aussage der Türkmenen, das Land wasserreich zu werden bis Chiwa hin, und zwar nicht nur durch Quellen und Brunnen, sondern auch durch Kanäle aus dem Amu-Darja. Dass damit auch eine reichere Vegetation anhebt, zeigte sich schon bei Ssary-Kamysch und Dektscha. Diese Oertlichkeit wird von den die Oase Chiwa umwohnenden Nomaden beständig besucht. Ueberhaupt sind Schwierigkeiten des Weges von dort aus bis Chiwa nicht mehr anzunehmen; die Distanz von Dektscha bis dorthin kann nicht mehr als 200 W. betragen, im Ganzen also von Krasnowodsk auf der geschilderten Weglinie $699\frac{3}{4}$ Werst; von Kulmugir am Karabugas-Busen, vielleicht einem Handelshafen der Zukunft, nur $516\frac{1}{2}$ Werst.

Die Recognoscirung zum Usboi ging von Gesli-ata aus. Der Weg führte anfangs über Flugsand, dann über Sandhügel, ferner durch einen Salzsumpf und so endlich zu den Brunnen Kemal ($32\frac{3}{4}$ W.), die bis zum Rande mit gutem süßem Wasser gefüllt waren. Von hier bis zu den Brunnen Alty-Kujuruch (32 W.) geht es zwischen der Sandwüste Mamed-Kum und einem grossen Salzmorast, sodann bald über leichten Sand, bald über festgrundige Verzweigungen des salzhaltigen Terrains bis zu einer kleinen Hügelkette, an welcher die 20 Brunnen von Tasch-dischen ($8\frac{1}{2}$ W.) vertheilt sind. Es folgt der letzte Marsch bis zum Usboi, 50 W. so oft über Sandhügel auf und ab, dass mit Fuhrwerk nicht durchzukommen wäre; dagegen fehlt es in dem Sandboden nicht an Gras und Gebüsch, ja selbst ordentliche Bäume von 3 Fad. Höhe und $\frac{1}{4}$ Arsshin im Durchmesser wurden angetroffen. Die Türkmenen vom Stamme Atabai haben dort auch ihre Sommerweiden, im Winter ziehen sie wegen der Kälte hinweg. Die Brunnen Tachlu liegen an der linken d. h. östlichen Seite des Usboi, am sandigen Ufer-abhänge, neben einem Süßwassersee. Der Punkt wird von der grossen Karawanenstrasse, die von Chiwa nach Tschakeschlar und zu den Weidestätten der Tekke führt, gekreuzt. An derselben liegen nördlich von Tachlu, immer am l. Ufer des Usboi hinauf, zuerst der Süßwassersee Kara-tegelek (2 W.), dann die Brunnen Sseid-Kujussy (3 W.), endlich die Brunnen Topiatan ($6\frac{1}{2}$ W.), alle so voll von süßem Wasser, dass dieses überläuft und kleine Seen bildet, weshalb man wohl die Brunnen als an der Stelle von Quellen liegend ansehen darf. Von Tachlu 7 W. südlich liegen die Brunnen Emerli-kodsh. Zwischen diesem Punkte und Topiatan ist der Weg besonders ausgetreten und sogar augenscheinlich etwas gebessert, vielleicht weil 3 Strassen nach Chiwa aus S., SW. und W. hier zu-

sammenstossen. Die letztere geht von Emerli-kodsh auf das rechte Ufer hinüber und meist am Ufer entlang, weil das Strombett feucht und an manchen Stellen morastig ist. Die Windungen des Usboi auf kleinen Sandhügeln umgehend läuft der Weg wieder dicht an das Ufer heran, wo nach $14\frac{1}{2}$ W. die Brunnen Dektscha im Bett unter der lehmigen Uferwand liegen, und 1 W. weiter die Brunnen Achtscha. Darauf hebt sich der Weg und führt über eine sandige Platte nach 19 W. zu den Brunnen Dsojuruch, dann auf der Sehne eines grossen Bogens, den der Usboi beschreibt, nach $13\frac{1}{4}$ W. zu den Brunnen Buurudshi. Von Buurudshi geht der Weg im Bett des Usboi nahe seinem rechten Ufer, dessen Lehmwand hier in kleine, 1 Fad. tiefe Schluchten zerklüftet ist; bei der 6. Werst zeigt sich das Bett ziemlich weit mit brakigem Wasser gefüllt. Ueber einige Arme hinweg, in schlüpfrigem, schlammigem Salzboden geht der Weg zu einem vollständig glatten Salzleck vom Umfang einer Quadratwerst. Im südöstl. Winkel desselben liegt der Brunnen Tschaloi; von diesem sind es 9 W. bis zum Brunnen Kys-para, der gleichfalls in einem grossen Salzsumpf liegt. Von dort bis Tanderli (14 W.) geht es bald über Sand, bald über salzhaltigen Grund, und bei Tanderli zeigt sich auch wieder ein Streifen Wasser im Strombett. Das letztere wird nun von der Strasse rechts ab biegend verlassen. Die nächste Station ist der Brunnen Kara-ischan, von welchem aus Oberst Stebnitzki 1870 den Usboi in südöstlicher Richtung zum Brunnen Aidin hin durchschnitt.

Der Usboi von Topiatan bis Tanderli bot im November eine in der Wüste ganz erfreuliche Erscheinung: mehrere Süsswasserseen, Brunnen bis zum Rande mit gutem Wasser gefüllt, fast überall Futter für Pferde und Kameele; ganze Schaaren wilder Enten und Gänse, Hasen und Wildschweine belebten ihn; es würde auf seinem schlammig-lehmigen Grunde an einzelnen Stellen sogar Ackerbau möglich sein. Die Vegetation, die jetzt seinen Boden bedeckt, ist dieselbe, wie sie überhaupt in der Türkmenensteppe gefunden wird, nur kräftiger entwickelt. Einzelne Gruppen von Wachholder vermögen hier, da manche Stämme bis 3 Fad. Höhe erreichen, einen Reiter zu Pferde zu decken, im hohen Schilfdickicht hausen ganze Heerden von Wildschweinen. Diese Vegetation verliert sich mehr und mehr, je mehr man sich den untern Theilen nähert, und der Usboi sich vom Balchan entfernt. Die Ufer des Usboi sind auf der Strecke von Topiatan bis Tanderli klar umschrieben, indem sie bald steil abfallen, bald mit sanfter Neigung zu der anliegenden Wüstenebene ansteigen. Wo sie hoch und steil sind, pflegen sie näher zusammenzutreten, etwa bis auf 1 Werst, während sie dort, wo sie sanft geneigt sind, und wo der Fluss einst wohl seine Hochwasser ergoss, bis 3 W. auseinandertreten. Besonders nähern sie sich an den

Winkeln der zahlreichen Krümmungen, wo sie stets auch hoch und abschüssig erscheinen. Solche Verengungen und Erweiterungen wechseln fast alle 5 W. mit einander ab. Im Ganzen aber ist das leere Bett hier im untern Theile weiter, als bei Ssary-Kamysch und Dektscha, wo der Abstand zwischen den fernsten Punkten der Ufer nur 100—150 Fad. betrug. Der linke Uferrand besteht fast überall aus einem sandigen, allmählich geneigten Abhange, der meistens leicht zu ersteigen ist. Dagegen erscheint das rechte Ufer in der Regel als eine steil abstürzende Lehmwand von 3—8 Fad. Höhe. Es sind horizontale Schichten eines weichen bräunlichen Lehms, der häufig herabstürzt und dadurch wohl die Spuren der Schlammablagerungen verwischt hat, die man sonst am Ufer erwarten müsste, wenn wirklich hier die Gewässer des Amu-Darja einst geflossen sind. An manchen Stellen ist die Lehmwand durch tiefe Ausspülungen zerklüftet, die sich jedoch nicht zu eigentlichen Schluchten ausgebildet haben, da ihrer Entwicklung nach hinten der Flugsand, der sofort auf der Höhe des Ufers beginnt, Schranken gesetzt hat. Bis Tanderli stehen sich beide Ufer deutlich gegenüber, von dort aus verschwindet das linke, da es allmählich in die Steppe übergeht. Das rechte wird in der Gegend der Brunnen von Kara-ischan gleichfalls so niedrig, dass seine Steilklüfte nur noch als unbedeutende Risse erscheinen. Oberhalb Tanderli sind die Abstiege desselben keineswegs immer bequem und an manchen Stellen, um zu den Brunnen zu gelangen, durch Menschenhand angelegt. Der Boden des Usboi besteht aus einem schlammigen Lehm oder aus Flugsand, der stellenweise zu Hügeln zusammengeballt ist. Den ganzen Verlauf desselben aber durchzieht ein schmaler niedriger Streifen, der seinerseits mit unbedeutend erhöhten Uferrändern eingefasst ist; dies ist das Hauptbett des Flusses, welches wie ein vielfach gewundenes Band von einem Ufer zum andern hinüberschweift, an manchen Stellen sich in Arme theilt und Inseln umfasst. Die Lage desselben ist immer ganz deutlich erkennbar, bald durch Streifen salzigen Wassers, bald durch Süßwasserseen, die mit Schilf bewachsen sind, bald durch dunklen, salzigen Moorgrund, bald wieder durch den Schimmer weissen abgesetzten Salzes. Aus der Ferne, z. B. vom höheren Ufer aus, macht es vollständig den Eindruck eines Flusses von 5—10 Fad. Breite.

Die letzte Strecke des Usboi, vom Brunnen Aidin (39° 32' 9" N. Breite und 72° 19' Ö. Länge.) bis zu seiner Mündung, hat Oberst Stebnitzki im Jahre 1870 untersucht. Nach barometrischen Beobachtungen liegen die Brunnen von Kara-ischan, die sich in einer Senkung am rechten Ufer befinden, 4 Fuss höher als das Niveau des Kaspi. Von dort 15 W. gegen Tanderli hin beträgt der Abstand der beiden Hauptufer 1 W. und 400 Fad. Hinter Kara-

ischan verliert sich das Strombett in einen grossen Salzsumpf, der ehemals Wasser hatte und bei Murawiof und Karelin*) als Salzsee Baba-Kadshar bezeichnet wird. Die Länge desselben beträgt 14 W., seine Breite $8\frac{1}{2}$ W. Aus seinem nördlichen Ende tritt der Usboi unter dem Namen Aktam hervor und stellt zuerst einen Moorgrund dar, füllt sich allmählich mit Salzwasser und ist auf den letzten $36\frac{3}{4}$ W. bis zu seiner Mündung in den Balchanbusen vollständig mit salzigem Wasser gefüllt. Bei Mulla-Kari wird die Wasseroberfläche schon 60 Fad. breit, bei $3\frac{1}{2}$ Fuss Tiefe, die Ufer sind 2—3 Fad. hoch und stehen 200—600 Fad. aus einander. Nach S. tritt aus dem grossen Salzsumpf ein anderes Bett in mehreren Armen heraus, nimmt die Richtung zum Busen Adshaib (Busen von Chiwa) und ist stellenweise auch mit Wasser gefüllt, an andern Stellen mit Seesand und Schlamm überschüttet. Mithin ist jetzt das räthselhafte Strombett auf 147 W. von seiner Mündung bis Topiatan, und wenn die 33 W. im N. vom See Betendal bis Dektscha hinzugerechnet werden dürfen, schon auf 180 W. untersucht worden. Den Zusammenhang freilich der nördlichen Stelle mit der südlichen längeren Strecke aufzuklären, bleibt späteren Forschungen vorbehalten.**)

Von Buurudshi nach Tasch-arwat-kala führt der Weg am Nordfuss des grossen Balchan hin. Nach 15 W. geht links ein Weg ab zu den Süsswasserbrunnen Donata, die 7 W. entfernt im Gebirge liegen, und rechts zu den salzigen Brunnen Adshi-Kuju (3 W.). Nach 48 W. von Buurudshi erscheinen die 20 Brunnen von Kosch-agyrly, die dicht am Fusse einer dem Hauptkamm parallelen Vorkette liegen. Bis zum Brunnen Karys (10 W.), der zwischen den Ausläufern des Oglanly liegt, geht der Weg über die welligen Gehänge des Balchan; von Karys kommt man an ein Gebirgsthor, entstanden durch einen Einriss in einer Vorkette, dann über den durch Klüfte vielfach gegliederten Rücken des Gebirges hinweg nach Tasch-arwat. Der grosse Balchan erscheint nach Stebnitzki als ein hoch über die umliegende Steppe erhobenes Plateau, welches von N. nach S. 18 W., von O. nach W. aber länger ist. Seine Oberfläche ist eine sehr durchfurchte, etwas geneigte, mit Gras bewachsene Ebene, aus welcher kuppelförmige Erhöhungen hervortreten; der höchste, dem nördlichen Theil angehörige Punkt, der Dirim-Dag, hat nach geodätischer Messung eine Höhe von 5450 (nach barometrischer nur 5270) engl. Fuss über dem Spiegel des Kaspi. Seine südlichen Abhänge sind im allgemeinen steil und durch tiefe Schluch-

*) S. Erman's Archiv Bd. 3. S. 220.

**) Die sonst noch von Europäern gesehenen oder erwähnten Stellen des alten Flusslaufes sind zusammengestellt von R. Lenz, Unsere Kenntnisse über den früheren Lauf des Amu-Darja in den: Mém. de l'Acad. de St. Pétersbourg VII^e Série, T. XVI, Nr. 3.

ten zerschnitten, in denen gutes Wasser, Gebüsch und anscheinliche Wachholderstämme zu finden sind. Der längste Ausläufer des Balchan auf dieser Seite, der Tachlu-Burun, erstreckt sich 12 W. von O. nach W. und ist mit der Spitze des Lamma-Burun gekrönt, welche 2617 Fuss über den Seespiegel emporragt. Der Nordabhang des Balchan, ist noch abschüssiger als der südliche und stellt sich als eine fast senkrechte Wand ohne hervorspringende Gipfel dar. Dieser steile Absturz sticht gegen die vorliegende horizontale Ebene scharf ab. Breite und tiefe Querspalten durchsetzen ihn und treten als Schluchten in die Ebene hinaus. Nun zieht aber ziemlich parallel mit dem Hauptrücken von O. nach W. eine Vorkette, an deren westlichem Ende die Gipfel Oglanly (2918 F.), Gerkech und Koschassiury (2563 F) sichtbar werden. Die nördlichen Gehänge dieser Vorkette, an denen die Strasse entlang führt, fallen allmählich ab, wogegen die dem Balchan zugekehrten südlichen mit Felswänden abstürzen. Uebrigens ist die Kette keineswegs eine ununterbrochene, sondern durch viele schmale Durchgänge, welche von der Strasse zu dem Abhang des Balchan führen, zerrissen. Eins dieser Felsenthore passiert der Weg von Karys nach Tasch-arwat-kala. Auf allen diesen Abhängen und auf dem Wegterrain ist der Boden steinig und ohne jegliche Vegetation.

Von Mulla-Kori zum Etrek. *) Im Ganzen liegen bis Tschakischlar auf einer Strecke von $248\frac{3}{4}$ W. 20 Brunnen. Der grösste Marsch, der ohne Wasser zu machen war, ging bis zu dem Wasserloch Schairdy ($90\frac{1}{2}$ W. von Mulla-Kari), der folgende bis zum Brunnen Bugdaili $49\frac{1}{2}$, der letzte vom Brunnen Tschachyryk bis Tschakischlar 42 W., doch liegt hier ein wenig abseits vom Wege neben dem „Weissen Hügel“ der Brunnen Potlauch. Sand und Salzmoräste wechseln auf der im allgemeinen ebenen Strecke ab, doch herrschen die letzteren vor, es giebt solche von 11 W. Breite, die gewöhnlich an den Rändern von Sandhügeln eingefasst sind. Am l. Ufer des Usboi liegt fast gegenüber Kara-ischen, 36 W. von Mulla-Kari, der Brunnen Bala-ischen; in der Nähe desselben erstreckt sich links vom Wege in der Richtung von NW. nach SO. ein Hügelrücken Buja-Dag, der mit dem kleinen Balchan, von welchem er südwestlich liegt, ohne Zusammenhang zu sein scheint. Gleich hinter dieser Hügelreihe durchschneidet der Weg einen grossen Bach, den Giaur, der nach Aussage der Türkmenen niemals austrocknen soll. Er entspringt auf dem Kürren-Dag, eilt nach W. zum Meere, erreicht dieses aber nicht und endigt als Sumpf; die Breite des Baches beträgt an 2 Faden (Arschin in den Petersb.

*) Einen ziemlich gleichlautenden Bericht über diese Recognoscirung enthalten auch die Petersburger „Iswestija“ Bd. VIII, 2, S. 99.

„Iswestija“), sein Boden ist schlammig und das Uebersetzen daher nicht so ganz leicht. Das Wasserloch mit Regenwasser, welches Schairdy heisst, liegt in einem grossen Salzmorast und sieht sich wie ein See an, da es an 200 Arschin lang und 50 Arschin breit ist; von den Rändern des Salzmorastes führen Abzugsgräben in den See, neben welchem westlich ein anderer geringeren Umfanges ange-
troffen wird. In der Nähe zeigen sich deutliche Spuren grosser Nomadenlager. 16 W. von dort erblickt man bei einem andern Regenwasserbecken, Jegenadshi, die einzige Busch-Vegetation auf dieser Strasse, sogar auch Bäume. Regenwasserlöcher befinden sich ausserdem noch bei den Brunnen Giämädshik und Tschychyrych. 28 W. hinter den Brunnen Tagan-Klytsch geht der Weg 4 W. östlich am „Weissen Hügel“ vorüber. Dieser letztere ist mit mehreren Schlammkegeln besetzt, aus denen beständig flüssiger Schlamm von Schwefelwasserstoff-Geruch ausgeworfen wird. Die Temperatur des Schlammes im Innern des Vulkans ergab an einem ziemlich frischen Decembertage $+ 18^{\circ}$ R. Eine in die flüssige Masse des Vulkans hinabgelassene Last sank gegen 4 Fad. tief ein. Nicht weit vom Fusse des „Weissen Hügels“ liegt eine Gruppe von Süsswasserseen. Ueberhaupt enthalten die meisten Brunnen dieser Strasse süsses Wasser bei geringer Tiefe; die tiefsten sind die von Tschuchuru-Kuju mit 18' 7'', von den Brunnen Bala-ischen haben einige Wasser bei 4 [Fuss oder Zoll?], andere bei 2' 3''. Alle Brunnen sind mit Reisig umflochten, zwei zu Bugdaily mit gebrannten Ziegeln eingefasst.

Von Tschakischlar rückte die Truppe an den Etrek vor, dessen Ueberfahrtstelle 8 W. oberhalb seiner Mündung liegt. Aber der Fluss war so tief, dass selbst Pferde nur schwimmend hinüberkommen konnten. Die turkmenischen Wegweiser führten zwar an eine andere Stelle, wo ein aus zwei Brettern bestehender Steg über den Fluss lag, aber derselbe war vom Wasser überfluthet. So unterblieb denn der Uebergang, man folgte dem rechten Ufer des Etrek bis zu seiner Mündung, umbog dann das Nordufer des Busens Hassan-Kuli, bis man den Aul Hassan-Kuli erreicht hatte und kehrte dann dem Seeufer entlang nach Tschakischlar zurück. Von hier aus liegt die Etrek-Mündung 30 W. südöstlich. An der Furt (8 W. oberhalb) beträgt seine Breite 25 Fad. Bei Hochwasser jedoch, welches im Winter und zeitig im Frühling einzutreten pflegt, überschwemmt er seine niedrigen Ufer in einer Breite von $2-2\frac{1}{2}$ Werst; im Sommer soll er nach den Türkmenen zuweilen bis 30—40 W. von seiner Mündung ganz austrocknen. Dichtes Rohrgebüsch umkleidet den Fluss, und seine Ufer sind ausserordentlich sumpfig. Die Brunnen zu Tschakischlar liegen etwa 100 Fad. vom Meeresufer entfernt und $14\frac{3}{4}$ W. südlich von ihnen, am Nordufer der Hassan-kuli-Bucht, unweit des Meeres, steht der Aul Hassan-kuli, der aus 300 Zelten

besteht. Zwischen beiden Punkten stösst man auf die salzigen Brunnen Adshimachtem. Die Bewohner von Hassan-kuli treiben im Sommer Fischfang und verkaufen ihre Meeresbeute in grossen Massen an russische Kaufleute aus Astrachan, die ihnen hauptsächlich Netze dafür liefern; auch nach Aschur-ade bringen sie Fische zum Verkauf. Im Winter machen sie am Etrek Jagd auf Wasservögel, deren Häute und Federn sie gleichfalls an jene Kaufleute absetzen. Ausserdem holen sie Holz, Salz und Naphta von der Insel Tscheleken. Das Meer befahren sie in grossen gedeckten Böten, die zuweilen 3 Masten führen, und deren Bau zu Hassan-kuli in grossem Massstabe betrieben wird. In der Bucht dieses Namens, sowie am Ufer bei Tschakischlar ist jedoch das Meer so seicht, dass Seeschiffe mit dem Lande nur in Verbindung treten können vermittelt türkmenischer Kulassen d. h. ausgehöhlter Baumstämme, welche 2—2½ Fad. (nach den Petersb. „Iswestija“ a. a. O. S. 101 — Arschin?) lang sind und ohne Last nur 2 Zoll tief im Wasser gehen.

Recognoscirung im Herbst 1872. Ueber dieses Unternehmen finden wir in den kaukasischen „Iswestija“ S. 253—265 folgende Mittheilungen: „Die diesjährige Recognoscirung ging von 2 Punkten zugleich aus, von Krasnowodsk und Tschekischlar, als Sammelplatz war Topiatan bestimmt, der letzte im vorigen Jahre am Usboi erreichte Punkt. Die ersten Echelons der Truppen kamen am 16. September (n. St.) nach Topiatan, Oberst Markosof selbst verliess Tschekischlar mit der Hauptmacht am 24. Sept. und traf am 7. October in Topiatan ein. Durch ein aus Baku am 5. Nov. abgeschicktes Telegramm theilt der Commandirende mit, dass am 20. October beim Brunnen Dshamala, 50 W. von Topiatan, eine Schaar von 250 Tekke-Türkmenen einen Ueberfall machte und einige Kameele wegtrieb. Verfolgt von den Kosaken sassen die Tekke ab, versteckten sich hinter Gebüsch und gaben Feuer. Nun griff die Infanterie ein, vertrieb den Feind aus dem Gesträuch, nöthigte ihn zur Flucht und nahm ihm die entführten Kameele wieder ab, Auf russischer Seite blieb 1 Kosak todt, 1 Officier und 1 Kosak wurden durch Säbelhiebe verwundet. Die Türkmenen liessen 23 Todte auf dem Platze, 10 wurden zu Gefangenen gemacht, und nach deren Aussage haben die Tekke noch 15 Todte und mehrere Verwundete mit hinweggeführt. Nachdem das Expeditionscorps in Dshamala Befestigungen angelegt (dies scheint auf eine Occupation zu deuten), setzte es seinen Marsch fort.

Aus späteren officiellen Nachrichten (vom 11. November aus Kisyl-arwat) ist ersichtlich, dass das Corps seinen Marsch am Usboi bis zu den Brunnen Igdy, die ungefähr 50 W. von Dshamala entfernt anzunehmen sind, fortgesetzt hat. Von Igdy gehen 2 Wege aus: der eine nach NNO. über den Brunnen Orta-Kuju nach Chiwa,

der andere südwärts zu der von Stebnitzki zuerst im Jahre 1870 heimgesuchten Tekke-Festung Kisyl-arwat. Als Erläuterung wird hierzu in einer Note bemerkt: „Nach den im vorigen Jahre eingezogenen Erkundigungen liegen am Usboi aufwärts folgende Brunnen: Topiatan, Beur-kuju, Jakschi-bachtscha, Tschürichbach, Dshamala, Tegelek, Arbat, Almadshi, Igdy, Kurtysch, von wo sich der Weg mehr östlich wendet zu den Brunnen Bala-ischen und darauf Orta-Kuju. Kisyl-arwat liegt unter $38^{\circ} 58' 36''$ N. Br. und $73^{\circ} 48' 6''$ O. L., von Mulla-Kari nach Messung mit der Kette 201 W. entfernt, inmitten eines breiten Thales, welches im O. und S. von Ausläufern des Kürren-Dag begrenzt wird. Ein wasserreicher Bach durchfließt das Thal. Die Festung besteht aus einem mit Lehm-mauern umschlossenen Viereck, welches innen gar keine Gebäude aufzuweisen hat; statt dessen stehen innen und aussen herum türkmenische Zelte. Von Kisyl-arwat aus verläuft der Kürren-Dag nach Südosten, und seinem Nordfusse entlang sind auf einer Strecke von 400 W. die festen Wohnplätze und kleinen Festungen der Tekke zerstreut; deren giebt es 59 und darunter 2 Städte: Kisyl-arwat und Aschabad. Die Bewohner treiben Ackerbau, Gärtnerei und Baumwollenkultur. Aber auch auf der andern Seite des Gebirges, am Etrek und Gürgen, liegen ebenfalls Ansiedlungen der Tekke.“ Der Hauptbericht fährt fort: Während des Aufenthaltes bei Igdy erschienen Boten der Tekke mit Briefen ihrer Häuptlinge, die sich wegen des Ueberfalles bei Dshamala zu entschuldigen suchten und um Entlassung der Gefangenen baten. Unter den Entschuldigungsgründen zeichnete sich einer durch seine Originalität aus; die Tekke nämlich erklärten, sie hätten die russischen Truppen für nicht besser als die persischen gehalten! Da die Gefangenen nur eine Last waren, so wurden sie unter der Bedingung, nach 3 Tagen 300 gute Kameele zu liefern, widrigenfalls ihr Treubruch streng geahndet werden sollte, in Freiheit gesetzt. Die Kameele fanden sich, wie man übrigens erwartet hatte, nach dreien Tagen nicht ein, und das Corps brach am 31. October gegen Kisyl-arwat auf, wo es am 6. November anlangte. („Die Entfernung von Igdy bis dorthin muss nach den im Jahre 1870 eingezogenen Erkundigungen 150—200 W. betragen.“ Anmerk. im Original). Noch am Abend desselben Tages wurde der Marsch auf der Linie der sogenannten Festungswerke oder festen Wohnorte der Tekke über Kodschi, Sau, Kisyl-Tscheschli, Dshengi fortgesetzt und am Abend des 7. November die Festung Bami erreicht (50 W. von Kisyl-arwat). Sämmtliche Einwohner waren geflohen, und zwar in panischem Schrecken, denn man fand ihre Heerde noch rauchend. Noch wurden 12 W. in einem Abendmarsch zurückgelegt bis zur Feste Beurma, die unter den Tekke-Kastellen sich eines besonderen Rufes erfreut; man fand

in der That um ihre Mauern eine grössere Zahl von Zelten vertheilt, als bei den bisher berührten. Die Einwohner waren hier zurückgeblieben, aber die Dunkelheit der Nacht machte eine Umzingelung des Auls unmöglich, und beim Morgengrauen fand sich keine Seele mehr vor, sie waren alle in das Gebirge entflohen, wurden zwar verfolgt, konnten aber nicht eingeholt werden. Am 10. November kehrte das Expeditionscorps nach Kisyl-arwat zurück, nachdem es 1200 Zelte der Tekke vernichtet hatte. Diese Razzia verbreitete einen gewaltigen Schrecken unter den Tekke, während sie das höchste Staunen der Jomud erregte, denn in ihren Augen galten die Tekke für so furchtbar, dass sie dem Commandirenden der Abtheilung aus aufrichtiger Ueberzeugung den Rath ertheilt hatten, nur ja keine Feindseligkeiten gegen Jene zu unternehmen.

Von Kisyl-arwat wollte Oberst Markosof die Recognoscirung über die Pässe des Kürren-Dag ausdehnen, um über dieselben an den Ssumbar, einen Zufluss des Etrek, zu gelangen und darauf am Etrek abwärts nach Tschekischlar zurückzukehren. Wenn sich der Marsch über das Gebirge nicht ausführbar erwiese, so sollte das westliche Ende des Kürren-Dag erforscht und umgangen werden.

Bei der gegenwärtigen Recognoscirung sind, wie man aus dem Voranstehenden ersieht, noch etwa 100 W. mehr vom Laufe des Usboi erforscht worden (also von der Mündung aus etwa 250 W., resp. im Ganzen 280 W.). Einige abgerissene Worte in dem Privatbriefe eines Theilnehmers der Expedition, so schliesst unsere Quelle, berechtigen zu dem Schlusse, dass die fernere Besichtigung des Usboi die Ueberzeugung, mit ihm das Bett eines grossen Stromes vor sich zu haben, noch mehr befestigt hat.“

Es kann die Frage entstehen: In welcher Weise werden die Recognoscirungen der Wüste veranstaltet? Nimmt man für Hin- und Rückmarsch, etwa auf Kameelen, vollständigen Proviant mit oder richtet man die Sache anders ein? Auf diese Frage gewährt uns die vorliegende Quelle keine Auskunft, wir finden sie aber in einer Nr. der „Türkistanischen Zeitung“ (Nr. 16 von 1872). Die Mittheilung bezieht sich auf die oben beschriebene Recognoscirung des Obersten Markosof nach Ssary-Kamysch. Es heisst nun dort: Die Expeditionstruppe zog nicht auf einmal in ihrer Gesamtheit aus, sondern per échelons. Der erste échelon oder die Avantgarde, Infanterie, 2 Geschütze, Kosaken, rückte von Mulla-Kari zunächst nach Gesli-ata (3 Tagemärsche), legte dort eine Befestigung, eigentlich nur eine einfache Umwallung an und deponirte dort die mitgebrachten und unterwegs an Feuerungsmaterial und sonstigen Dingen gesammelten Vorräthe. Dabei wurden auch die Brunnen in der Umgegend aufgesucht und gereinigt. Nachdem die Vortruppe ihre Aufgabe

Zum Schlusse mögen die Angaben über die Brunnenbefunde, da sie das magere Bild der türkenischen Steppen erst vervollständigen und auch sonst wegen der beigelegten Temperaturen Beachtung verdienen, ebenfalls noch Platz finden. (Die Frage allerdings, wie es mit der Zuverlässigkeit der in mancher Beziehung auffälligen Temperaturbeobachtungen steht, ferner wie einige Widersprüche zwischen den hier folgenden Brunnenmessungen und mehreren oben angeführten zu lösen sind, vermögen wir nicht zu beantworten.)

Uschak	17	2	8'	2'	11 ⁰ ,5	s.
Oglaney	15	6	5' 6"	2' 6"	16 ⁰ ,0	s.
Ojuklü	24½	16	42'	17'	14 ⁰ ,3	br.
Gesli-ata	29¼	16	14'	3'	15 ⁰ ,3	br.
Bulmudsy	47	Loch mit Regenwasser				
Oglamysch	24¼	16	64' 6"	8' 4"	12 ⁰ ,5	btl.
Tschagyl	21½	8	16' 8"	1'	15 ⁰ ,2	s.
Doungra	6½	salzige Quelle				
Kum-Ssebschen	58	102	63'	4'	13 ⁰ ,0	s.
Kasachly	34½	2	12'	2'	15 ⁰ ,5	btl.
Usun-Kuju	53	1	103' 1"	28' 7"	10 ⁰ ,8	s.
Adshi-Kujussy	73	5	1'	1' 6"	16 ⁰ ,5	sl.
Ssary-Kamysch	24½	3	12'	1'	15 ⁰ ,3	s.
Dektscha	18	5	1'	—	—	s.

446 W.

	Distanz in Wersten	Zahl der Brunnen	Tiefe der Brunnen bis z. Wass. des Wassers (engl. Fuss.)	Temp. des Wassers + R.	Geschmack des Wassers	
2. Von Kum-Sseb- schen						
a) Depme	29	2	7'	3'	15°	s.
Dirin	4½	2	7'	3'	15°	s.
	33½					
b) Dachli	40	2	11'	— 6"	16°0	etwas schlam- mig-rie- chend
3. Von Dachli						
a) Usun-Kuju	57¾	1	103' 1"	28' 7"	10°,8	s.
b) Goklan-Kujussy	25	6	70'	9'	17°,0	s.
c) Doungra	79	salzige Quelle				
4. Von Tschagyl						
a) Tuar	19	18	13'	1'	16°,5	br. stark fau- lig-rie- sch. s.
b) Ssekis-Chan	25	3	14'	2'	15°,8	
5. Von Tuar						
Kulmugir	48					
„ andr. Weg	41	salzige Quelle				
6. Von Tuar						
Portokup	28	Loch mit Regenwasser				
Gesli-ata	55¼	16	14'	3'	15°,0	br.
7. Von Portokup n. Krasnowodsk						
Jangi-ssu	22	salzige Quelle				
Jer-uilan	51¼	5	13'	3'	—	br.
Demerdshan	17	6	15'	5'	—	br.
Jasygischem	4½	5	14'	3'	—	br.
Kukurt	44	30	4'	31'	—	br.
Uschak	12	5	9'	5'	—	br.
Ssülmen	5	21	47'	4'	—	br.
Burnak	41	9	13'	4'	—	btl-br.
Krasnowodsk	19					
	215¾					
8. V. Gesli-ata n. Krasnowodsk						
Gurdshi	14¼	4	73' 6"	3' 6"	—	faulig
Koschoba	8¾	süsse Quelle				
Süili	40¾	11	133'	21'	—	br.
Kassyn	25¼	6	175'	23' 6"	—	
Jangudsha	16¾	3	16' 6"	—	—	bisl.
Krasnowodsk	33¾					
	139½					
9. V. Gesli-ata zum Usboi.						
Kemal	32¾	8	7'	3'	—	s.
Alty-Kujuruch	32	10	10'	3'	—	s.

90 F. Marthe: Russische Recognoscirungen in der Türkmenensteppe.

	Distanz in Wersten	Zahl der Brunnen	Tiefe der Brunnen bis z. Wass. d. Wassers (engl. Fuss.)	Temp. des Wassers + R.	Geschmack des Wassers
Taschdischen	8 $\frac{1}{2}$	12	14'	4'	—
Tachlu	53 $\frac{1}{2}$	8 und ein See	—	—	s.
	126 $\frac{3}{4}$				
10. Von Topiatan am Usboi ab- wärts					
Sseid-Kujussy	2 $\frac{1}{2}$	6	—	—	s.
Kara-tegelek	1	Süsswassersee	—	—	
Tachlu	2	8 und ein Süsswassersee	—	—	
Jemerlü-Kodsch	7	3	2'	—	s.
Dektscha	14 $\frac{1}{2}$	5	3'	—	s.
Achtscha	1	10	7'	—	s.
Dsojuruk	10	11	3'	—	br.
Buurudshi	13 $\frac{1}{4}$	12	3'	—	br.
Tschaloi	10	ohne Angaben			
Kis-para	9				
Alty-Kuju	2 $\frac{1}{4}$				
Tanderli	14				
Kara-ischen	20				
Mulla-Kari	36				
	142 $\frac{1}{2}$				
11. Von Buurudshi n. Mulla-Kari					
Kosch-agyrly	48	20	84'	7'	—
Kiarys	10 $\frac{1}{2}$	10	14'	4'	—
Tasch-arwat-kala	12 $\frac{3}{4}$	Bach			
Mulla-Kari	19	nach Schwefelwasserstoff riechend			
	90 $\frac{1}{4}$				
12. V. Mulla-Kari n. Tschakischlar					
Kutul	15	22	9'	3''	100,0
Tagyr	15 $\frac{1}{2}$	12	12'	6''	110,5
Bala-ischem	5 $\frac{1}{2}$	34	3, 9''	2' 3''	60,0
Schairy	54 $\frac{1}{2}$	Loch mit Regenwasser			
Bugdailly	49 $\frac{1}{2}$	15	7' 4''	1' 8''	70,5
Tschuchuru-kuju	30 $\frac{1}{4}$	18	10' 6''	2' 6''	90,5
Giämädshik	5 $\frac{1}{2}$	—	—	—	—
Tagan-klytsch	31	65	4'	9'	70,0
Tschakischlar	42	8	7'	1' 6''	50,0
Furt am Etrek	30	—	—	—	—
Hassan-kuli	26	—	—	—	—
Adshimachtem	4 $\frac{3}{4}$	4	8'	1'	50,1
Tschakischlar	10	—	—	—	—
	319 $\frac{1}{2}$				